Deutsche Sprichwörter

als

Materialien zu Aufsatz- und Diktando-Uebungen
und Hausaufgaben

für

die Oberklassen der deutschen Volksschulen.

Bearbeitet
von
einem unterfränkischen Lehrer.

III. Heftchen.

Würzburg.
Verlag der J. Staudinger'schen Buchhandlung.
1876.

Scheiner's Buchdruckerei, Würzburg.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

In gleichem Verlage erschienen früher:

Beilhack, M., Gedichte. Mit einem Vorwort von Albert Träger.
Preis broschirt 3 Mark.
Preis eleg. gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

— — Deutsche Geschichte in Verbindung mit den Hauptmomenten der bayerischen Geschichte, sammt einem kurzen Ueberblick über die alte Geschichte in Fragen und Antworten für Mittelschulen.
Preis 1 Mark 50 Pf.

Berwind, F., der kleine landwirthschaftliche Buchhalter. Eine kurze Anleitung zur landwirthschaftl. Buchführung, zunächst für die Schüler der Fortbildungsschulen, der Sonn- und obern Werktagsschulen, wie zum Selbstunterrichte der Landwirthe. 5. bedeutend vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Preis 75 Pf.

Haselmayer, J. Ev., Uebungen in der deutschen Sprache oder Wortlehre in Verbindung mit den Grundzügen der Satzlehre für die unteren Kurse der Mittelschulen. Preis 2 Mark.

— — Der deutsche Satz auf stilistischer Grundlage. (Der Sprachübungen II. Theil). Preis 2 Mark 50 Pf.

— — Der Geschäftsstil in Muster, Uebung und Aufgabe. Für Lernende und für Lehrer. Preis 1 Mark.

Huber, J. N., Geschichte nnd gegenwärtiger Zustand des kgl. Schullehrer-Seminars zu Würzburg. Zur Jubelfeier des hundertjährigen Bestehens der Anstalt herausgegeben unter Benützung der amtlichen Quellen. Preis 1 Mark 25 Pf.

Katechet, der praktische, in Kirche und Schule. Eine Sammlung vollständig ausgearbeiteter Katechesen nach dem katholischen Katechismus. Sittenlehre. 1. Lieferung. Preis 70 Pf.

Lucius, L., Neuester Rechenknecht. Tabellen zur schnellen, leichten und sicheren Berechnung des Preises zählbarer Sachen für 1/10 bis 10000 Stück, das Stück zu 1 Pfennig bis 100 Mark; der Umlagen aller Art aus 1/10 Pfennig bis 10000 Mark Konkurrenzsumme von 1 bis 100%; der jährlichen, monatlichen und täglichen Zinsbeträge aus 1 bis 10000 Mark Kapital von 1 bis 10%; der Zinseszinsen und Annuitäten und der süddeutschen Währung in die neue Reichswäh-

rung und umgekehrt. Nebst einer kurzen Erläuterung des neuen deutschen Münz-, Maß- und Gewichtssystems und einer leicht faßlichen Anleitung zur Dezimalbruchrechnung. Preis gebund. 1 Mk.

Schön, M. Die neue Reichsmünze und ihre Umwandlung in Münzsorten süddeutscher Währung und umgekehrt. Fünfte Aufl. Preis 12 Pf.

Sprichwörter, deutsche, als Materialien zu Aufsatz- und Diktando-Uebungen und Hausaufgaben für die Oberklassen der deutschen Volksschulen. Bearbeitet von einem unterfränkischen Lehrer. Erstes Heft. Preis 60 Pf.

— — Zweites Heft. Preis 80 Pf.

Xiroh, Th., Deutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen in's Französische. Stufenweise geordnet und mit Vorwort und Wörterregister versehen. Preis 75 Pf.

In den nächsten Tagen erscheinen:

Beilhack, M., Handbuch der Geschichte mit Berücksichtigung der Geographie für höhere Mittelschulen und zum Selbstunterricht. Preis ca. 4 Mark 50 Pf.

Katechet, der praktische, in Kirche und Schule. Sittenlehre. Zweite Lieferung. Preis ca. 70 Pf.

130. „Gibt Gott Häschen, so gibt er auch Gräschen."

Leute, die öfter in den Wald kommen, haben Gelegenheit, das drollige Wesen spielender Hasen zu beobachten und die Liebe, welche die Alten zu ihren Jungen haben. Wegen ihres wohlschmeckenden zarten Fleisches ist in der neuesten Zeit die Züchtung der sogen. Lapins und zahmen Stallhasen zu einer fast allgemeinen Liebhaberei geworden. Und wie possirlich ist es, wenn die jungen Lapins sich auf die Hinterfüßchen setzen und ihre Aufwartung machen, wenn man an ihren Holzkasten oder in ihren Stall kommt, um sie zu füttern! Wie das Leben der jungen Häschen, so lieblich und schön ist das Leben der Eltern im Kreise ihrer Kinder und umgekehrt das Leben der Kinder an der Seite ihrer lieben, guten, sorgsamen Eltern. Welches liebliche Bild zärtlicher Sorgfalt gewährt der Säugling auf dem Schooße und an der Brust seiner Mutter! Welch liebliches Bild bieten die kleinen Spieler auf dem Boden des Zimmers, hier ein sanftes Mädchen, wie es seiner Puppe die letzte Spur der Röthe von den Wangen wäscht; dort ein wilder Knabe wie er einen blinkenden Helm auf dem Haupte sich auf dem Schaukelpferde tummelt. Welch' liebliches Bild, wenn früh die erwachsenen Kinder, sauber gewaschen und gekleidet, Vater und Mutter die Hand reichen mit einem so treuherzigen: „Adieu, lieber Papa"! „Adieu, liebe, gute Mutter"! Und welches Bild erst, wenn eines der Kinder das Elternhaus verlassen muß! Wie klammert es sich an dem Halse seiner Eltern fest, als sei

es eine Trennung auf Nimmerwiedersehen. Sehet, liebe Kinder! Ihr seid die Häschen, von denen das Sprichwort sagt: „Gibt Gott Häschen, so gibt er auch Gräschen“, d. h. gibt Gott Kindersegen, so sorgt er auch für sie; daher Muth und Vertrauen gefaßt, ihr Eltern, denen Gott viele Kinder geschenkt hat. Wer euch die Kinder gab, wird auch den Kindern das tägliche Brod geben.

131. „Es wird, begehst du böse Thaten, dich dein Gewissen bald verrathen.“

Wenn du einen Blinden, einen Stummen, einen Lahmen, einen Krüppel siehst, da hast du Mitleid mit ihm, du greifst auch wohl in die Tasche, um ihm deine Theilnahme durch ein Geschenk oder Almosen zu beweisen, und da hast du etwas Gutes gethan, denn die Unglücklichen sind zu bedauern. Noch weit unglücklicher und bedauernswürdiger aber sind jene Menschen, die an einer unsichtbaren, innerlichen, aber auch unheilbaren Krankheit leiden — an einem bösen Gewissen. Wenn Jemand einen Blumenstock hat, dessen wunderschöne Blüthen das Auge erfreuen und dessen Wohlgeruch alles ergötzt, und du siehst, wie er in den Blumentopf absichtlich einen lebendigen Wurm versetzt, der die Blume ganz gewiß zerstört, nicht wahr, das empört dich, darüber machst du ihm tadelnde Vorwürfe? Wenn ein Gärtner einen herrlichen Garten gepflanzt hat, wäre es nicht empörend, wenn der Herr selbst diesen Garten aus Muthwillen zerstörte? Siehe, mein Kind, dasselbe thut jeder Mensch, der durch eine böse That sich selbst den nagenden Wurm an sein Herz setzt, welcher durch eine schlechte That jenen finsteren Dämon heraufbeschwört, der ihm weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe läßt, der ihn foltert und quält bis zu seinem letzten Stündlein. So arg sind die Folterqualen eines bösen Gewissens, daß es schon tausend von Fällen gegeben hat,

wo sich Verbrecher selbst angezeigt und um ihre verdiente Strafe gebeten haben, nur um den Folterqualen ihres bösen Gewissens ein Ende zu machen. Willst du dir also die Ruhe deiner Seele bewahren, willst du ruhig, glücklich und in Frieden leben, so hüte dich vor jeder bösen That. Das böse Gewissen ist jenes schreckliche Wesen, welches stets das flammende Schwert der Rache schwingt, so daß du jeden Augenblick befürchten mußt, seinen Streichen zu erliegen.

132. „Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl und säß' er auch auf goldnem Stuhl."

Der Frosch ist ein Thier und gehört zur Klasse der Amphibien, zweilebigen Thiere, welche sowohl im Wasser, als auch auf dem Lande leben können. Er ist kein schönes Thier und mancher Mensch erschrickt, wenn ihm ein Frosch im Wege sitzt.

Zu seinem unschönen Aeußeren kommt noch sein widerliches Geschrei, sein „quak, quak", welches um so sinnbetäubender, je größer die Masse ist, von der es herrührt.

So häßlich der Frosch ist, werden doch seine Schenkel als ein Leckerbissen gebraten und gegessen. Der grüne Laubfrosch wird in Gläsern gehalten und zeigt die Veränderung des Wetters an: wenn er auf die höchste Stufe seines Leiterchens über das Wasser steigt, gibt es ganz gewiß schönes Wetter und wenn er sich in's Wasser begibt, ist Regen zu erwarten. Wie schon gesagt, leben die Frösche nicht blos im Wasser, ihrem Hauptelement, sondern auch auf dem trockenen Lande, wohin sie sich begeben, um sich zu sonnen. Von hier aus hüpfen sie aber stets wieder in ihren Schlamm und Pfuhl zurück. Der Frosch wird hier als Sinnbild eines sittlich verworfenen und verkommenen Menschen gebraucht, welcher, wenn er auch einmal auf kurze Zeit einen Anlauf zu seiner Besserung nimmt, immer wieder in sein sünd-

haftes Leben zurückfällt, weil ihm das Laster zur Gewohnheit geworden ist.

Was lernt ihr aus dem fraglichen Sprichwort, liebe Kinder? Ihr lernt, euch nicht in den Pfuhl und Schlamm des Lasters zu verirren; denn sehr schwer ist es, sich zu seiner vorigen sittlichen Höhe zu erheben, wenn man einmal tief gefallen ist. Hütet euch vor der schlechten Gesellschaft, denn diese führt den Menschen in den Pfuhl und Schlamm des Lasters.

133. „Die alten Schuhe soll man nicht fortwerfen, man habe denn vorher neue."

Das Bild menschlichen Jammers und Elends ist ein alter Schuh, der mit seinen großen weiten Löchern den Menschen angrinst wie der Mund eines solchen, der dem Hungertode nahe ist. Wer hätte nicht schon einen alten Schuh gesehen, wie er in der Ecke eines verborgenen Winkels verlassen da liegt, bis er zuletzt der Verwesung zum Opfer fällt? Und könnte mancher Schuh reden von dem, dem er gehörte, von dem, was er alles mitgemacht hat! Könnte der Schuh des Diplomaten sprechen von den geheimen Unterredungen, in welchen das Schicksal großer Völker beschlossen wurde. Könnte der alte Schuh einer vornehmen Dame all' die Namen jener fürstlichen Personen herzählen, die ihr einst im Staub zu Füßen lagen. Von wie geringem Werthe ist also ein alter Schuh und doch soll man ihn nicht eher wegwerfen, ehe man neue hat; denn selbst ein schlechter Schuh kann in gewissen Lagen und Verhältnissen besser sein, als gar keiner. Wer wird nun unter den alten Schuhen verstanden? Antwort: Jene Menschen, die wir manchesmal, vielleicht mit Unrecht, für unsere unbedeutenden Freunde halten. Wir sollen sie nicht wegwerfen, d. h. sie nicht gering schätzen und uns ihrer nicht eher entledigen, als bis wir neue haben. Wenn man einen entbehrlichen alten Schuh wegwirft, so ist das

ein gefühlloses Wesen; wenn man aber Freunde verläßt blos deswegen, weil man sie nicht mehr braucht, so beurkundet dieses eine gemeine Gesinnung, einen parterren Charakter.

Einen Freund muß man stets in Ehren halten, auch dann, wenn man ihn nicht mehr braucht.

134. „Böser Leute Fahrt währt nicht lange, denn Gott ist nicht beim Fuhrwerk."

Im Jahre 1836, unter der Regierung des Höchstseligen Königs Ludwig I., wurde in Bayern zwischen Nürnberg und Fürth die erste Eisenbahn gebaut, die jedoch noch von Pferden gezogen wurde. Jetzt, nach 40 Jahren, durcheilt das schnaubende Dampfroß alle Gauen des weiten deutschen Vaterlandes und hat im Handel und Verkehr, bei Industrie und Gewerbe einen ungeheuren Umschwung hervorgerufen.

Vor dieser Zeit brauchte Jemand zu einer Reise, welche er jetzt in 24 Stunden zurücklegt, fast eben so viele Tage, vorausgesetzt, daß die zu befahrenden Straßen in gutem Stand waren und kein sonstiges Unglück geschah. Aeltere Leute wissen noch zu erzählen, wie jämmerlich es damals bei einer größeren Reise zuging und wie vieles Ungemach zu erdulden war.

Das im Eingang angezogene Sprichwort handelt nun von der Fahrt böser Leute und sagt, sie dauere nicht lange, weil Gott nicht beim Fuhrwerk sei. Nun wird doch keiner von uns je Gott etwa als den Leiter eines Fuhrwerks gesehen oder gedacht haben. Es ist dieses Sprichwort auch nicht wörtlich, sondern nur bildlich zu verstehen und will mit anderen Worten sagen: Das Thun und Treiben böser Leute dauert nicht lange, denn auf ihnen ruht nicht Gottes Segen. Ein Haus, das keine solide Grundlage hat, ist nicht von Dauer, es stürzt bald ein, und alles menschliche Thun hat keinen Werth, wenn es einer soliden Grundlage entbehrt.

Willst du also, daß dein Thun, deine Bestrebungen und Bemühungen gesegnet seien, so sorge dafür, daß Gott bei und mit dir ist!

135. „Der Geiz muß Hunger leiden, weil der Teufel den Schlüssel zum Geldkasten hat."

Wenn Jemand sich durch Fleiß und Thätigkeit ein hübsches Vermögen erworben hat und sich im Alter zur Ruhe setzt, sich gute Tage gönnend, so wird ihm das Niemand übel nehmen, sondern Jedermann wird sagen: „Er hat sich früher sehr geplagt, er hat Recht, wenn er sich im Alter Gutes thut." Nun gibt es aber Leute, die sich schinden und plagen und nimmer zu arbeiten satt werden, sich aber bei dem Allem keinen guten Bissen gönnen, sondern sparen, ohne auch nur zu wissen für wen und warum? Das sind jene Geizigen, die heute in Angst leben, daß sie morgen Hungers sterben können, obgleich sie alles im Ueberfluß haben. Darum sagt das angeführte Sprichwort in voller Wahrheit: „Der Geizige muß Noth leiden, weil der Teufel den Schlüssel zum Geldkasten hat." Dieser Teufel ist nun jener böse Feind, welcher sich des Herzens des Geizigen bemächtigt und es mit allen Schlingen so umgarnt hat, daß er es nur schwer loslassen wird. Dieser Teufel, die Habsucht, sitzt lauernd beim Geldkasten des reichen Geizigen, auf den er seine Krallen gelegt hat und so muß der Geizige Hunger und Durst und im Winter Frost und Kälte ertragen, denn das Geld reut und schmerzt ihn, für das er sich ein neues Kleid kaufen könnte. Wer aber sich selber nichts gönnt, wie könnte dieser seinem armen Nebenmenschen etwas gönnen? So wird dem Geizigen sein Reichthum zum Fluch. Hat euch die Vorsehung Glücksgüter beschieden, so gönnt euch und Anderen auch etwas davon.

136. „Um einen Freund zu erkennen, mußt du erst einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben.“

Es gibt viele arglose Menschen, welche glauben, so aufrichtig und gut, wie sie selber wären, müßten auch alle anderen Leute sein und so lassen sie Jeden, der ihr Freund zu sein scheint, in die tiefsten Tiefen ihres Herzens schauen.

Nicht selten kommt es aber vor, daß solche gute Menschen mißbraucht werden, wodurch sie eben so ängstlich und zurückhaltend werden, als sie vorher offen und aufrichtig waren. Man muß also wohl unterscheiden lernen zwischen wahren und falschen Freunden. Dieses ist aber schwer und die Frucht einer langen Erfahrung. Darum muß man nicht gleich Jemand für einen Freund halten, der sich als solcher stellt, sondern der uns vollgültige Beweise dafür gegeben hat.

Zur Faschingszeit bedecken sich manche Leute mit Masken, um sich unkenntlich zu machen; sie zeigen sich in einer falschen Tracht als Jemand, der sie nicht sind. Was diese Leute am Fasching thun, das thun die falschen Freunde im ganzen Jahre, sie setzen eine falsche Maske auf, sie geriren sich als unsere Freunde, jedoch nur so lange, als wir ihren Zwecken dienen, und haben sie dieses Ziel erreicht, dann lassen sie uns fallen, wie ein Kind sein Spielzeug wegwirft, dessen es überdrüssig ist.

Seid also vorsichtig! Würdigt nicht Jeden als einen Freund, der sich äußerlich als solcher stellt, sondern prüfet ihn erst, gründlich und so viele Jahre, als nothwendig sind, um mit ihm einen ganzen Scheffel Salz zu essen.

137. „Geh ohne Stab nicht durch den Schnee, geh ohne Steuer nicht zur See, geh ohne Gottes Geist und Wort niemals aus deinem Hause fort.“

Junger Freund! Wenn du an einem schönen Sommertage etwa während der Ferien, mit Erlaubniß deiner Eltern eine

Vakanzreise machst, um einen Onkel, eine Tante, deinen Pathen rc. zu besuchen, da nimmst du außer deinem Reisegeld und einem Stückchen Brod für den Fall der Noth auch einen Reisestab mit, wenn du ihn während der ersten Zeit deiner Reise auch zu nichts anderem brauchst, als in der Luft zu fechten oder hie und da an einem Obstbaume einen schönen Apfel oder eine gelbe Birne gegen den Durst abzuschlagen. Schwerer aber als im Sommer geht die Reise im Winter in tiefem Schnee, besonders dann, wenn noch keine gangbare Bahn durch denselben gemacht ist. Noch nothwendiger aber ist ein großer Wanderstab in gebirgigen Gegenden, in der Schweiz und in Tirol, wo sogenannte Schneewehen oft thurmtiefe Abgründe bedecken, und wer das Unglück hat, in eine solche Kluft zu stürzen, kann sich ohne fremde Hülfe nicht aus derselben emporarbeiten.

Wie es nun Reisen zu Land gibt, so gibt es auch Reisen zur See, die oft noch gefahrvoller sind, als die Reisen zu Land. Wenn auf dem Lande ein heftiger Sturm wüthet, kann man da und dort einen Schutz suchen oder sich im äußersten Falle platt auf die Erde niederlegen. Wenn aber der Sturm auf dem Meere ein Schiff erfaßt, um es in einem Augenblick thurmhoch in die Höhe zu heben und es im nächsten Augenblick in einen Abgrund zu schleudern, wenn das Schiff wie eine Nußschale auf dem Meere herumtanzt, wenn die starken Schiffsplanken ächzen und stöhnen wie ein Sterbender in seinem letzten Stündlein, wenn Himmel und Erde eins zu sein scheinen, wenn selbst solche, die an Gefahren gewöhnt sind, mit ängstlichen Blicken die zuckenden Blitze aus den schwarzen Wolken fahren sehen, da ist von einem anderen Schutze, als von jenem des Allerhöchsten, unseres allmächtigen Gottes, keine Rede. Und hat der Sturm die Masten und das Steuerruder vernichtet, dann wäre es ein Wunder, wenn ein solches Schiff nicht zu Grunde ginge. Auch wir Menschen sind ein schwaches Schifflein

und die See, die wir überfahren, ist das menschliche Leben. In demselben Augenblick, in welchem wir geboren werden, betreten wir die Planken unseres Lebensschiffleins, und in dem Augenblicke, in welchem wir sterben, laufen wir im Hafen ein. Der Stab nun, auf den wir uns als müde Wanderer stützen sollen, das Steuerruder, das unser Lebensschifflein leiten und regieren soll, ist Gott und sein heiliges Wort. Wer auf Gott sein Vertrauen setzt, den läßt er nicht zu Schanden werden; wer an seiner Hand wandelt, braucht nichts zu fürchten. Weiter heißt es auch: „Geh ohne Gottes Geist und Wort niemals aus deinem Hause fort." Gottes Geist ist der Geist der Liebe; alles was wir thun und vollbringen, sollen wir also im Geiste der Liebe, aus Liebe zu Gott und unsern Mitmenschen thun. Auch Gottes Wort sollen wir mitnehmen, denn es gibt kein Verhältniß im menschlichen Leben für das wir nicht in Gottes Wort eine Lehre fänden. Allein nicht blos aus unserm Hause (in des Wortes eigentlicher Bedeutung) sollen wir nicht ohne Gottes Geist und Wort gehen, sondern unsere Seele soll auch nicht ohne Gottes Geist und Wort dereinst aus ihrem Hause, dem hinfälligen Leibe, gehen. Und wenn Gottes Geist und Wort unsre Begleiter im Leben sind, dann brauchen wir auch keine Furcht zu haben, dann wandeln wir auf dem Weg, der zum Himmel führt und dann werden wir mit Gott auch in unser ursprüngliches Vaterhaus, den Himmel, zurückkehren.

138. „Das wahre Glück ist die Genügsamkeit und diese hat überall genug."

Wie der Jäger nach dem Wilde, so jagen viele Menschen nach dem Glücke, vielmehr nach einem Dinge, von dessen Besitz sie sich das Glück versprechen. Dieses Ding ist der Mammon der Erde: das Geld. Die meisten Menschen setzen

alle Hebel und wenden alle Mittel an (redliche und manchesmal unredliche), nur um ein kleiner oder großer Crösus zu werden. Der eine verläßt Vater, Mutter, Geschwister, Freunde, Heimath und alles, was dem Menschen werth und theuer ist, und eilt nach dem fernen Californien, wo er das Gold in ganzen Wagenladungen zu finden wähnt. Der andere opfert selbst das, was er schon besitzt und was ihm ein sorgenfreies Auskommen gewährt hätte, einem Schwindler, um noch reicher zu werden; nein! sondern um nach einigen Jahren getäuschter Hoffnungen — ein ruinirter Mann, ein Bettler zu werden.

Uud doch, wie liegt jedem Menschen das Glück so nahe, das der Unzufriedene und Habsüchtige in weiter Ferne sucht! Das wahre Glück ist nämlich die Genügsamkeit, jene schöne Tugend, welche selbst mit dem Einfachsten zufrieden ist, weil sie an das Leben keine großen Anforderungen stellt. Der Genügsame stillt seinen Hunger mit einem Stückchen trockenen Schwarzbrodes, seinen Durst mit einem Glas Wasser oder Milch, kleidet sich in die einfachsten Stoffe, schläft süß auf einem groben Strohsacke oder auf einer harten Ofenbank und wohnt zufrieden in einer kleinen Hütte. Der an's Wohlleben Gewöhnte dagegen begnügt sich nicht mit dem, was ihm seine Heimath und sein Vaterland bietet, seine Speisen, seine Weine, seine Kleider müssen aus fernen Ländern und Welttheilen kommen, er kann nur in einem seidenen Flaumbette schlafen und in einer fürstlich eingerichteten Behausung wohnen.

Die Genügsamkeit ist eine Frucht strenger und guter Erziehung. Mit Kindern, welche schon in ihrer Jugend an die einfachste Kost gewöhnt werden, welche von einem Luxus in der Kleidertracht nichts wissen, wächst die Genügsamkeit auf, während Kinder, welche von ihren Eltern nichts sehen, als die Raffgierde und das Wohlleben, auch ein treues Abbild derselben werden. Wie man mit dem Einfachsten zufrieden und sogar glücklich sein kann, beweisen uns die Mönche. In vielen Klöstern

der katholischen Kirche leben die Ordensglieder den größten Theil des Jahres über nur von Brod, Gemüse, Suppe und Wasser. Dessenungeachtet sind sie fröhlich und heiteren Muthes, ja die meisten derselben erreichen sogar ein hohes Alter.

Kaiser Karl V befahl, daß bei seiner Beerdigung die leere Hand aus dem Sarge hänge, damit Jedermann sehen solle, daß er mit leeren Händen zu Grabe getragen werde. Die Knaben in Griechenland wurden zur äußersten Genügsamkeit dadurch erzogen, daß ihre Nahrung Tag für Tag eine schlechte Suppe war.

Genügsamkeit also ist in der That das wahre Glück; denn der Genügsame strebt nicht nach Ueberfluß und da er mit Wenigem zufrieden ist, so fühlt er sich nirgends unglücklich. Laßt euch also, liebe Kinder! nicht bethören von jenem Scheinglücke, weches oft unter einer glänzenden Hülle einen tödtlich nagenden Wurm verdeckt. Nehmt euch ein Beispiel an dem Weltweisen Diogenes. Als er sich hätte Schätze erbitten können, bat er nur darum, sein König möge ihm aus der Sonne gehen. Strebt also stets nach dem wahren Glücke — der Genügsamkeit, denn diese hat überall genug.

139. „Man soll den Bogen nicht überspannen, noch soll man den Esel überbürden.“

Knaben, welche in der Nähe einer Garnisons-Stadt wohnen, haben öfters im Jahre, besonders aber im Herbst Gelegenheit, den Uebungs-Manövern des Militärs zuzusehen. Bei diesen Manövern werden die Soldaten an den Ernst des Krieges gewöhnt, indem zwei Partheien einander entgegengeführt werden und scheinbar eine unblutige Schlacht geschlagen wird, als wäre es voller Ernst und als handle es sich um den Besitz eines Landes und Thrones.

Da wird denn mit den Trommeln gerasselt, mit den Trompeten geschmettert, die Säbeln rasseln, die Waffen klirren, die Rosse wiehern und selbst mit Gewehren und Kanonen wird wacker gefeuert, nur mit dem Unterschiede, daß die Läufe nicht mit Kugeln, sondern nur mit blinden Patronen geladen werden.

Hierdurch erlangt sowohl das Militär als auch das zuschauende Publikum ein kleines Bild von der jetzt üblichen Kriegführung. Das war aber vor einigen hundert Jahren anders. Die Waffen der damaligen Zeit waren Speere und Schilde, Bogen und Pfeile. Mancher Knabe hat sich schon aus einem recht biegsamen, aber doch starken Stücke Holz, dessen beide Enden durch eine starke Sehne zusammengehalten wurden, einen Bogen gemacht und damit einen Pfeil abgeschossen. So erzählt die Sage, daß Tell in der hohlen Gasse seinen Peiniger, den Landvogt Geßler, mit einem Pfeile erschossen habe. Die Wilden schießen mit vergifteten Pfeilen, so daß eine sonst unbedeutende Verletzung den Tod nach sich zieht. Von dieser Waffe, einem Bogen, spricht das im Eingang citirte Sprichwort, welches sagt: „Man solle den Bogen nicht überspannen." Es sagt aber auch, „man solle den Esel nicht überbürden."

Der Esel ist nämlich ein Thier, welches zum Tragen schwerer Lasten benützt wird und dabei mit ganz einfacher Nahrung vorlieb nimmt. Nun sagt das Sprichwort, man solle den Bogen nicht überspannen, damit er nicht reißt, und den Esel nicht überbürden, damit er unter der schweren Last nicht unterliege. Dieses Sprichwort läßt sich indessen auch auf die Menschen anwenden und will soviel sagen: man solle die Anforderungen z. B. an Dienstboten, Taglöhner, Arbeiter, Gesellen ꝛc. auf ein vernünftiges Maß beschränken und von einem Menschen nicht mehr verlangen, als er im Verhältniß zu seinen geistigen Anlagen und körperlichen Kräften zu leisten vermag.

Wenn man von Jemand zu viel verlangt, so wird er kleinmüthig oder er wird seiner Arbeit unterliegen. Der Mensch kann aber jenes Sprichwort auch auf sich selbst anwenden. Der Mensch kann nämlich auch seine eigenen Geistes- und Körperkräfte überschätzen, in welchem Falle er den zu erleidenden Schaden sich selber zuschreiben muß.

140. „Kinder lernen reden in kurzer Zeit; Schweigen lernt mancher sein Lebtag nicht."

Die erste Lebenszeit eines Kindes ist für die Eltern eine recht harte und jeder Vater und jede Mutter weiß ein Liedchen davon zu singen, wie schwer es ist, nach des Tages Last und Mühen bei aller Müdigkeit singen und einen schreienden kleinen Weltbürger stundenlang oft bis nach Mitternacht in den Armen herum tragen zu müssen. Doch alle diese Mühen, alle die schlaflosen Nächte werden aufgewogen, wenn der oder die Kleine, vielleicht nach Umfluß des ersten Jahres, die ersten verständlichen Laute der Muttersprache hervorbringt und ein „Papa", „Mama", „dada" zum Vorschein kommt. Darum sagt das im Eingang citirte Sprichwort: „Kinder lernen reden in kurzer Zeit". Das Gegentheil von reden ist „schweigen". Hierunter soll jedoch nicht das gänzliche Schweigen oder Stummsein verstanden werden, sondern das Schweigen zu rechter Zeit, das Gegentheil von jener Geschwätzigkeit und Plauderhaftigkeit, die manchen Menschen nicht nur zu einem Bedürfnisse, sondern zu einer wahren Leidenschaft oder Manie geworden ist. In der Regel ist der Mann ernst und schweigsam, während den Frauen die Plauderhaftigkeit als ein schlimmes Erbtheil angeboren zu sein scheint. Es kann nicht geläugnet werden, daß es auch recht gebildete und geistreiche Frauen gibt, deren Unterhaltung natürlich sehr anziehend ist; allein! in vielen Fällen dreht sich die Unterhaltung um die Fehler der

Nebenmenschen, seien es vermeintliche oder wirkliche, und es kann nicht fehlen, daß hiebei manches unterlaufen muß, was die Ehre des Nebenmenschen verletzt. Wer sich nun dieses geistlose Schnattern angewöhnt hat, wem das Plaudern zur zweiten Natur, sozusagen zum täglichen Brod geworden ist, der wird sich dasselbe nur schwer oder gar nicht abgewöhnen. Mit der Plauderhaftigkeit ist also Ehrabschneidung und Verleumdung verbunden und aus diesen erwachsen Prozesse, Kosten und sonstige Unannehmlichkeiten. Haltet daher eure Zungen im Zaume! Vor einem Menschen, der schweigt, hat man weit mehr Achtung, als vor einem Menschen, dessen Mund keinen Augenblick stille steht. Allbekannt ist die Redeweise: „Stille Wasser gründen tief."

141. „Der Hunger guckt dem Fleiß zuweilen in's Haus; allein die Arbeit wirft zum Fenster ihn hinaus."

Die meisten Kinder in der Stadt und auf dem Lande kennen die Arbeit aus eigener Anschauung. Während sich bei dem Landmanne oder Bauern die meiste Arbeit auf die Zeit vom Frühjahr bis zum Winter erstreckt, muß sich der Gewerbtreibende das ganze Jahr über plagen. Nun sagt zwar ein anderes Sprichwort: „Jedes Handwerk hat einen goldenen Boden"; allein! bei allem Fleiße eines Geschäftsmannes kann es geschehen, daß ihm der Hunger mit seinen großen hohlen Augen und seinem blassen Angesichte in's Haus guckt. Was nämlich ein Geschäftsmann die Woche über verdient, ist nicht lauter Profit. Der Schreiner muß seine Bretter, der Zimmermann sein Holz, der Schuhmacher sein Leder, der Schmied sein Eisen und seine Kohlen, der Schneider seine Tücher und Stoffe, der Maurer seine Steine, seinen Mörtel und sonstigen Materialien und alle miteinander müssen

am Sonntag ihre Gesellen und Arbeiter bezahlen. In schlechten Zeiten sind aber viele Kunden schlechte Zahler und die Noth des einen macht sich auch dem andern fühlbar.

So kann es möglich sein, daß dem fleißigsten Geschäftsmanne der Hunger in's Haus guckt. Noch schlimmer ist seine Lage, wenn *Krankheiten* in seiner Familie einreißen, wenn Arzt und Apotheker mit unvorhergesehenen Rechnungen erscheinen. „Die Arbeit wirft den Hunger wieder zum Hause hinaus" — das heißt: die Noth wird bei dem Fleißigen immer nur eine *vorübergehende* sein, während sie bei dem Faulen und Müssiggänger, der seine Existenz dem Zufall überläßt, *konstant* oder *dauernd* ist.

Für euch, Kinder! enthält das Sprichwort eine doppelte Lehre:

1. ihr sollt euch von Jugend an gewöhnen, euer tägliches Brod durch fleißige Arbeit zu verdienen;
2. ihr sollt nicht kleinmüthig werden und den Muth nicht sinken lassen, wenn nach guten Tagen auch ein paar schlimme kommen.

Dem Fleißigen fehlt es nie an Brod,
Der Müssiggänger leidet bittre Noth.

142. „Den *Docht* will jeder putzen, aber keiner will das *Oel* spenden."

In den langen Winterabenden, wo es schon um 4 Uhr Nacht wird, ist *das Licht* ein unentbehrliches Bedürfniß. Jetzt brennt man an den meisten Orten und in den meisten Häusern das billige *Petroleum*, in den Städten hat man die *Gasbeleuchtung*, auf der Rhön und in andern armen, aber waldreichen Gebirgsgegenden brennt man gedörrte *Buchenspäne* über einer Gelte voll Wasser, damit durch die abfallenden Kohlen kein Brand entsteht. Jede Flamme, mit Ausnahme

der Gasflamme (welche keinen Docht hat, weil hier nur das Gas brennt), verbreitet nur dann ein schönes helles Licht, wenn der Docht von Zeit zu Zeit geputzt wird, was du vielleicht selbst schon an einem Talglicht bemerkt haben wirst.

Doch ist nicht der Docht beim Licht die Hauptsache, obgleich er nicht fehlen darf, sondern das Oel, welches das Licht unterhält. Wenn nun in dem angezogenen Sprichworte gesagt wird, daß Jeder den Docht putzen, aber Keiner das Oel spenden will, so sind darunter jene Menschen verstanden, welche wohl in Alles hineinreden, aber kein Opfer zu etwas bringen mögen. Es ergibt sich daraus eine natürliche Nothwendigkeit: entweder man muß sich nicht in Dinge mischen und um Sachen kümmern, die einen nichts angehen, oder man muß bereit sein, zu einer guten Sache auch ein entsprechendes Opfer zu bringen.

143. „Wenn ein Blinder den andern führt, so fallen beide in die Grube."

Durch unsre fünf gesunden Sinne hat der liebe Gott uns einen Schatz des Reichthums verliehen, dessen Größe zu ermessen wir außer Stande sind. Welche Pracht entzückt unser Auge beim Anblick der erwachenden Natur im Frühling, beim Anblick der wogenden Getraidefluren im Sommer, beim Anblick einer in Silberweiß glänzenden Winterlandschaft! Wie reich ist der Mensch, der mittelst der Sprache seine Gedanken mittheilen kann! Welche Genüsse verschafft uns das Gehör im Gesang der Vögel und der Geruch und Geschmack im Genusse der Speisen, im Geruch der duftenden Blumen! Wie glücklich fühlt sich der Mensch im freien Gebrauch seiner gesunden Glieder! So glücklich und reich aber jene Menschen sind, denen Gott ihre gesunden Sinne gegeben, so unglücklich sind jene, denen Gott nach seiner unerforschlichen Weisheit ihre Sinne entzogen

hat. Wie fürchterlich ist es, zeitlebens blind in ewiger Nacht zu leben? Wie arm ist ein Mensch, der Gehör und Sprache entbehren muß? Wie unglücklich ist der Lahme, der ganz auf die Hülfe anderer Leute angewiesen ist? Das in Frage stehende Sprichwort spricht nun von den Blinden, jedenfalls aber nicht allein von den körperlich, sondern auch von den geistig Blinden. Wenn Jemand, dem jede bessere Einsicht fehlt, sich zum Rathgeber und Führer anderer Leute aufwerfen will, so schadet es demjenigen, der sich von einem Unfähigen leiten und führen läßt; das hiedurch verursachte Unglück muß aber auch demjenigen zu Herzen gehen, welcher Andere in's Unglück gestürzt hat. Lernet also daraus, vorsichtig zu sein in der Führerschaft anderer Leute. Besser kein Rath, als ein schlechter.

144. „Wohlstand ist dir nur gegeben, damit auch Andre davon leben."

Man macht im bürgerlichen Leben Unterschied zwischen Armen und Reichen, zwischen Vornehmen und Geringen, zwischen Hohen und Niedrigen, zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen Bürgerlichen und Adeligen u. dgl. m.

Der wahre Reichthum und der beste Vorzug liegt aber nicht in äußerlichen Dingen, sondern in jenen Vorzügen der Seele, welche der Eine in höherem, der Andere in geringerem Maße besitzt. Das im Eingang hingestellte Sprichwort nimmt nun den Wohlstand zum Gegenstand seines Inhalts. Wohlstand ist hier gleichbedeutend mit Reichthum; im Wohlstand lebt also derjenige, der über viele Glücksgüter zu verfügen hat.

Bezüglich dieser Leute ist nun ein dreifacher Zustand denkbar:

1. entweder der Reiche erfreut sich im blosen Besitze, oder

2. er verwendet sie durch Wohlleben für seine eigene Person, oder
3. er verwendet seine Schätze zum Wohlthun gegen seine Nebenmenschen, er sucht sein Glück im Glücke Anderer.

Wer hat nun das Beste gewählt? — Gewiß derjenige, der mit seinen Schätzen das Glück anderer Leute zu gründen oder zu fördern sucht, wie derjenige ein Thor ist, der sich im blosen Besitze, im täglichen Abzählen seiner Schätze glücklich fühlt. In den meisten Fällen ist mit dem Reichthum Hartherzigkeit und Geiz verbunden.

Nur sehr selten ist der Reiche in jener Gemüthsverfassung in welcher er für die Noth seiner leidenden Nebenmenschen Theilnahme fühlt. Deswegen ruft uns das angeführte Sprichwort ins Gedächtniß zurück, warum die Vorsehung manche Menschen mit Wohlstand gesegnet hat. Sie sollen bedenken, daß Geben seliger ist als Nehmen.

145. „Die Vorsehung läßt oft unsre Thorheiten zu, damit wir weiser werden.“

Wenn die Bibel sagt, daß kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserm Haupte fällt, so lehrt sie uns, daß nichts geschieht ohne Gottes Willen und Zulassung, mit einem Worte, sie lehrt uns den Glauben an eine Vorsehung. Dieser Glaube wird bestärkt durch die Geschichte. Der ägyptische Joseph mußte in die Gefangenschaft gerathen und sogar in den Kerker kommen, um der Retter ganzer Völker zur Zeit einer Hungersnoth zu werden. Als die Mutter des Moses diesen ihren Knaben dem Verhungern aussetzen mußte, führte die Vorsehung die Tochter des Königs an den Fluß, durch welche der Knabe gerettet wurde und dieser selbst an den königlichen Hof kam.

Die Vorsehung des Allerhöchsten läßt nun, wie das Sprichwort sagt, oft unsre Thorheiten zu, damit wir weiser und klüger werden. Wer durch Belehrung zur Weisheit gelangt, braucht nicht durch Thorheiten weiser zu werden und wird dadurch vor manchem Uebel bewahrt. Zwei Knaben gingen in einen Garten, in welchem Bienenstöcke standen. Der Gärtner warnte wohlmeinend die Knaben, den Bienenstöcken nicht zu nahe zu kommen. Einer folgte dem Rathe des Gärtners, der andere nicht. Da er den Bienen zu nahe kam, wurde er jämmerlich von ihnen zerstochen. Später ging er nie wieder an die Bienenstöcke hin, denn er war durch seine Thorheit weiser geworden. Es ist also unklug in hohem Grade, dem Rathe verständiger Leute kein Gehör zu geben, oder durch blose Belehrung klug zu werden und erst durch seine eigenen Thorheiten und mit allerlei Nachtheilen verbundenen Irrthümer zur rechten Einsicht zu kommen.

146. „Um bei Gesundheit den Hunger zu stillen, bedarf es nicht viel."

Das Leben mit seinen vielerlei Annehmlichkeiten hat blos dann einen Werth, wenn man gesund ist. Da schmeckt einen das Essen so vortrefflich, man schläft so gut und ist überhaupt in der heitersten, seligsten Stimmung. Ganz anders ist es mit dem Kranken: er mag nichts essen, er kann nicht schlafen er ist mißgelaunt, griesgrämig und widerwärtig und das Leben ist ihm zur Last. Bringe ihm die köstlichsten und seltensten Speisen, die feinsten Weine, er wird sich mürrisch abwenden und sagen: „Ich mag nichts". Diejenigen Leute also, die gesund sind, wissen nicht, wie reich sie sind und versündigen sich schwer, wenn sie klagen.

Wer aber gesund ist, muß suchen, auch gesund zu bleiben. Dieses geschieht durch eine geregelte Lebensweise, durch

zweckmäßige Vertheilung der Zeit zwischen Arbeit und Ruhe, dann hauptsächlich durch Mäßigkeit. Wer da glaubt, durch vieles Essen sein Leben zu verlängern, befindet sich arg im Irrthum. Fragt alte Leute um die Ursache, warum sie ihre Lebenszeit so hoch gebracht haben und ihr werdet hören: Durch Enthaltsamkeit und Mäßigkeit. Wenn ein Sprichwort sagt: „Ein voller Bauch lernt nicht gern", so könnte man eben so richtig sagen: „Ein voller Bauch arbeitet nicht gern".

Der Mensch lebt nicht, um zu essen, sondern er ißt, um zu leben. Der an das Wohlleben gewöhnte Mensch muß und wird sich unglücklich fühlen, sobald er nicht mehr in der Lage ist, seine gewohnten Genüsse, seine Lebensweise fortzusetzen.

Gewöhnt euch daher an die Enthaltsamkeit und Mäßigkeit!

147. „Laß deinen Mund verschlossen sein, so schluckst du keine Fliegen ein."

Manche Menschen haben die abscheuliche Gewohnheit, immer den Mund aufzusperren. Dieser Umstand ist erklärlich bei solchen Leuten, die nicht recht hören; diese sperren nämlich den Mund auf, um mehr Schallwellen aufzufangen. Namentlich im Sommer, wo die Luft mit verschiedenen Fliegen, Schnacken u. dgl. angefüllt ist, kann es nun vorkommen, daß denjenigen, die den Mund aufsperren, eine Fliege oder eine Schnacke hineinfliegt, was Husten, Stickanfälle und andere üble Folgen nach sich ziehen und verursachen kann. Von dieser natürlichen Möglichkeit ist das oben angewendete Sprichwort abgeleitet. Wenn es heißt, den Mund verschlossen halten, so ist damit nicht gesagt, daß man ihn gar nicht, weder zum Essen noch zum Reden öffnen solle, sondern das Sprichwort soll uns belehren, nicht nur nicht mehr zu sprechen, als eben nothwendig ist, sondern auch darüber zu wachen und zu

überlegen, was wir reden. Jedes Wort, das aus unserm Munde soll, muß vorher erst auf die Wagschale gelegt werden, ob es die Pforte des Mundes passiren darf oder nicht. Manches unzeitige und unüberlegte Wort hat schon mehr üble Folgen gehabt, als eine verschluckte Fliege. Das Gegentheil von Schweigsamkeit ist Plauderhaftigkeit, jenes fortwährende sinnlose Geschnatter, das manche Leute nicht mehr lassen können. Seid also mit eurem Munde so behutsam bezüglich eurer Reden, wie ein wachsamer Zollwächter an seinem Thore. Dann braucht ihr auch nicht in Sorgen zu leben, daß ihr eurer Reden wegen Fliegen schlucken müsset.

148. „Einmal in der Leute Mund, kommt man übel wieder heraus."

Ihr werdet vielleicht schon einmal in der Zeitung gelesen haben, wie da oder dort ein Arbeiter das Unglück hatte, in eine Maschine zu kommen, und wie er als ein Krüppel oder gar als eine gräßlich verstümmelte Leiche hervorgezogen wurde. Ihr schaudert, wenn ihr so etwas leset oder höret und denkt bei euch selbst: „Es muß doch etwas schreckliches sein, wenn einem so etwas begegnet", und da habt ihr ganz recht.

Noch schlimmer ist ein Mensch daran, der das Unglück hat, statt in eine Maschine in den Mund der bösen Leute zu fallen. Das ist aber allerdings nicht wörtlich sondern bildlich zu verstehen. Es sind nämlich hierunter jene Leute verstanden, denen durch böswillige Verleumdung die Ehre, ihr höchstes irdisches Gut, geraubt wird. So wenig Jemand unverletzt aus einer Maschine heraus gezogen wird, so unmöglich ist es, daß Jemand mit unverletzter Ehre davon kommt, wenn er in den Mund böser Leute fällt.

Und mit welcher unverzeihlichen Gleichgültigkeit gehen viele Leute zu Werke, wo es sich um die Ehre eines Menschen und nicht allein um diese, sondern um die Existenz einer ganzen Familie handelt? Ihr habt wohl schon gesehen, wie ein Stoßgeier aus schwindelnder Höhe herabstürzte, um einer Taube, einem jungen Häschen oder einem andern Opfer den Garaus zu machen. Der Tod eines harmlosen Thierchens schmerzte euch und doch hat der Stoßgeier nur aus thierischem Instinkt seine Beute getödtet, um seinen Hunger zu stillen und sein Leben zu fristen. Fragt aber den Ehrabschneider, warum er einem Menschen sein Alles, seine Ehre raubt, und er wird euch vielleicht keine Antwort zu geben wissen.

Merkt es euch daher wohl, Kinder! so lieb euch eure Ehre, euer guter Ruf, euer guter Name ist, so lieb und theuer sind sie jedem Menschen. Raubt daher Niemand seine Ehre; denn Ehre verloren, Alles verloren.

149. „Viel Naschen macht leere Taschen."

Zu den mancherlei Untugenden, welche Kinder an sich haben, gehört auch das Naschen. Diese Untugend kann die Folge eines schlechten Beispiels von Seiten anderer Kinder, es kann aber auch eine Folge tadelhafter Erziehung von Seiten der Eltern sein. Um das unzufriedene weinende Muttersöhnchen oder Töchterchen zufrieden zu stellen und wieder heiter und munter zu machen, wird ihm bald ein Stück Zucker, bald einige Stückchen Kuchen oder Confekt, bald eine Tasse süßer eingemachter Früchte, bald ein Rahm- oder Butterbrod, bald eine Tasche voll Obst, ein Teller voll Kirschen, Honig und dergl. heimlich zugesteckt und so wird das Naschen dem Kinde zu einer recht schlimmen Gewohnheit; denn abgesehen davon, daß die Leckereien den Magen verderben, ist in der Regel mit dem Naschen noch ein anderes Laster verbunden:

das Stehlen. Wenn nämlich ein an das Naschen gewöhntes Kind, welches die gewöhnlichen und alltäglichen Speisen nicht mehr genießen mag, seine Neigungen und Gelüste aus eigenen Mitteln nicht befriedigen kann, weil ihm das Geld fehlt, so nimmt es zum Stehlen seine Zuflucht. Das im Eingang erwähnte Sprichwort sagt: „Das Naschen macht leere Taschen", das heißt: es führt reiche Leute in Armuth. Welche enorme Summen werden alljährlich in großen Städten zur Befriedigung der Naschhaftigkeit geopfert. Kindern aber, welche sich das Naschen (und Stehlen) angewöhnt haben, soll nachfolgendes Geschichtchen zur Warnung und Belehrung dienen. Ein Kind hatte sich das Naschen angewöhnt und so oft es in die Speisekammer seiner Eltern kam, tauchte es seine Finger in die Geschirre, welche mit Honig und andern Leckereien angefüllt waren, um sie abzulecken. Eines Tages hatte die Mutter Krebse gekauft und sie in einen leeren Topf in der Speisekammer hingestellt. Das naschhafte Kind tauchte seiner Gewohnheit gemäß wieder die Finger in den Topf, aber statt der vermeintlichen Leckerei hing ein großer Krebs daran, welcher es mit seinen Scheeren so gewaltig zwickte, daß es laut aufschrie und die Eltern zu Hülfe eilen mußten. Von Stunde an war das naschhafte Kind von seinem Fehler geheilt und es fiel ihm nie mehr ein, seine Hand in einen Topf zu tauchen.

Das Naschen ist äußerst gefährlich, indem ein tödtliches Gift — der Arsenik — dem gestoßenen weißen Zucker sehr ähnlich sieht, so daß sich ein naschhaftes Kind den Tod zuziehen kann. Daß das Naschen auch zum Lügen führt, kennt ihr aus der Erzählung von jenem Knaben, welcher in den Garten geschickt worden war, um für sein krankes Brüderchen schwarze Kirschen zu holen, die schönsten und besten aber selbst aß. Als ihn die Mutter fragte, ob er keine genascht habe, verneinte er es hoch und theuer. Die Mutter ließ ihn aber an den Spiegel treten, befahl ihm, den Mund zu öffnen und

der Näscher und Dieb war verrathen. Hütet euch also, liebe Kinder! vor dem Laster der Naschhaftigkeit.

150. „Jedes gute Wort findet einen guten Ort.“

Ich führe dich, liebes Kind, im Geiste an das Krankenlager eines anderen Kindes. Von Fieberhitze glühend liegt das Kind da, seine Aeuglein nur halb geschlossen. Von Zeit zu Zeit zuckt es zusammen, als sei es von einem jähen Schrecken befallen worden. Neben dem Bettchen stehen die verschiedenen Arzneien, mit denen der Arzt, leider vergebens, seine Kunst versucht hat. Am Bettchen des kranken Kindes aber wacht das Auge der liebenden Mutter. Unverwandt ist es auf den kleinen Liebling gerichtet, um jede seiner Bewegungen zu beobachten, um jeden Athemzug zu belauschen. Es ist Nacht und es brennt auf dem Tische eine Nachtlampe, die mit einem dunklen Schirme versehen ist, damit das Licht den kleinen Patienten nicht blende. Ueberall herrscht tiefe Stille, tiefes Schweigen. In diesem Augenblicke sinkt die Mutter auf die Kniee, ihre Hände falten sich zum Gebete, tiefe Seufzer entwinden sich ihrer Brust und zahlreiche Thränen fallen aus den rothgeweinten Augen auf das Lager des kleinen Lieblings. Und siehe, als sei ein Engel hernieder gestiegen aus lichten Höhen, die Athemzüge des Kindes werden ruhiger, ein erquickender stundenlanger Schlaf kommt über das geliebte Kind und nach einigen Tagen hört sie aus dem Munde des Arztes das beseligende Wort: „Das Kind ist gerettet“; das Gebet der Mutter, ihr gutes Wort, hat vor Gottes Thron einen guten Ort gefunden. Ein gutes Wort findet, wenn auch nicht immer, so doch meistens, auch bei den Menschen einen guten Ort.

Wie mancher ungerathene Sohn ist durch die herzliche Zusprache seiner Mutter wieder auf gute Wege zurückgeführt worden; wie mancher boshafte Schüler ist schon durch ein liebe-

volles Wort seines wohlmeinenden Lehrers gebessert worden. Wie mancher verstockte Sünder mußte die Eisrinde um sein Herz schmelzen sehen, weil der warme Sonnenstrahl eines guten Wortes hinein fiel. Wie mancher Verbrecher wurde schon durch ein gutes Wort von langer Kerkerhaft oder von einem schändlichen Tode befreit. Seid also, liebe Kinder, weder in eurer Jugend noch in eurem Alter von so störriger Gemüthsart, daß ihr mit guten Worten geizt und es Andern nicht gönnt, sie mit einer Bitte anzusprechen. Sparet auch das gute Wort nicht, wo es zum Troste eines Unglücklichen oder zur Besserung eines Fehlenden dienlich ist.

151. „Wenn das Kalb ertrunken ist, macht man den Brunnen zu.“

Wer eine Zeit lang auf dem Lande zubrachte, wird schon gesehen haben, mit welcher Lust selbst das unvernünftige Vieh von seiner Freiheit Gebrauch macht, wenn die hemmenden Bande gelöst sind und sich die Räume des Stalles geöffnet haben.

In tollen Sprüngen geht es da im Hofe umher, über alles hinweg, was im Wege liegt oder sonst ein Hinderniß bietet. Bei einer solchen Gelegenheit mag es wohl schon vorgekommen sein, daß ein schönes werthvolles Kalb in einen offenen Ziehbrunnen fiel und ertrank. Durch den Schaden klug gemacht ließ der Bauer, um einen nochmaligen empfindlichen Schaden zu verhüten, den Brunnen mit einem Deckel versehen. Hiervon ist das Sprichwort abgeleitet, das im Eingang steht. Es will so viel sagen: „Wenn es zu spät ist, wenn sich der Schaden nicht mehr abwenden oder gut machen läßt, dann kommt manchem Menschen der Verstand und die Einsicht. Was lernt ihr daraus? Ihr lernt: durch Belehrung klug zu werden, nicht durch Schaden. Ein verständiger Bauer

macht seinen Brunnen verschließbar, noch ehe ihm ein Kalb ertrinkt, er sieht den Schaden voraus, den ihm eine Unachtsamkeit verursachen kann und wendet diesen Schaden durch Klugheit uud Ueberlegung ab. So soll jeder Mensch handeln. Ein geweckter Geist hat stets offene Sinne: er sieht und hört alles und richtet hiernach seine Handlungsweise ein, wodurch er mancherlei Schäden von sich abzuwenden im Stande ist.

152. „Wenn's muß sein, so schicke dich drein."

Wenn ein Wanderer einen weiten Weg zu Fuß macht, so kommt er bald durch liebliche blühende Auen und schöne Gegenden, bald durch Wüsteneien, durch sandige und steinige Strecken. Während auf der ersten Strecke lachende Getraidefluren, blühende Blumen, grüne Wiesen und liebliche Auen sein Herz erfreuen, sieht er auf der zweiten Strecke kaum dürftiges Moos oder eine Distel.

Hiegegen läßt sich nun nichts machen und der Wanderer ist gezwungen, einmal die Landschaftsbilder und verschiedenen Szenerieen hinzunehmen, wie sie sich eben dem Auge bieten. Auch das Leben des Menschen ist eine Reise, die ihn bald glückliche und heitere, bald unglückliche und trübe Tage und Bilder sehen läßt. Wenn es freilich dem Wunsche eines Menschen nachginge, flöße sein Leben wie ein klarer heller Bach dahin; allein! über uns waltet ein Wesen, das uns nach seiner unerforschlichen Weisheit unsre Bahnen führt und unsre Geschicke bereitet, welche bei manchen Menschen oft recht trüb und finster sind. Was hilft es nun dem Unglücklichen, gegen sein Schicksal zu murren und zu klagen, oder gar zu toben und zu wüthen? Das starke Füllen muß, wenn es mehrere Jahre seine Freiheit genossen, bei all' seiner Kraft dem Willen seines Herrn sich fügen und alles Schlagen und Bäumen hilft nichts. Auch der Mensch muß sich mit stummer Resignation in sein

Schicksal ergeben, einmal von dem Glauben erfüllt, daß Gottes Weisheit ihm nur Gutes schickt, anderntheils von der Hoffnung auf bessere Tage und von dem Vertrauen gehoben, daß derjenige, der Wunden schlägt, sie auch wieder heilt.

Wie der nächtliche Wanderer dem ersten Grauen des erwachenden Tages entgegenschaut, der ihm Licht auf seine Bahn bringt, wie der Schiffer auf stürmischer See von ferne die Flamme des Leuchtthurmes begrüßt, so geht auch jedem Unglücklichen nach einer langen finsteren und stürmischen Nacht ein schöner Morgen auf und sein Lebensschifflein läuft in den schützenden Hafen ein. Wohl dir, wenn du im Glücke dich sonnest. Sucht dich aber Gott mit Leiden heim, so schicke dich drein, denn es muß sein. Gottes Weisheit erkennt, was dir dienlich ist, Gottes Güte schickt dir nur, was gut für dich ist. Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer. Leichter trägt, was er auch trägt, wer Geduld zur Bürde legt.

153. „Wohlthaten schreibt man nicht in den Kalender.“

Wenn das Jahr auf die Neige geht, aber noch lange zuvor, ehe der Nikolaus seine vergoldeten Nüsse und rothwangigen Aepfel und das liebe Christkindlein seine schönen Sachen bescheert, kommt schon für das nächste Jahr ein neuer Kalender in's Haus, und wenn am Sonntag Vater und Mutter ein freies Stündchen haben, nehmen sie den Kalender zur Hand, um zu sehen, auf welche Tage Ostern und Pfingsten oder die Namenstage der Eltern und Kinder fallen, und ob ein nasses oder trockenes Jahr zu erwarten sei.

Wohl dient auch in manchen Familien der Kalender zur Aufzeichnung wichtiger oder minder wichtiger Begebenheiten.

Das im Eingang angezogene Sprichwort sagt nun: „Wohlthaten solle man nicht in den Kalender schreiben“. Wenn

nämlich ein Jahr verflossen ist, wird der alte Kalender meistens bei Seite gelegt und ein neuer gekauft, so daß das, was darin steht, in Vergessenheit kommen kann.

Wo soll man denn nun die Wohlthaten hinschreiben? Antwort: mit Flammenschrift unvertilgbar in das Herz. Dahin gehören die Wohlthaten des Allerhöchsten, deiner Eltern und Lehrer, die Wohlthaten deiner Freunde und Gutthäter. Vergesset sie nie, denn die Dankbarkeit ist eine seltene Tugend geworden. So sehr hat der Undank unter den Menschen überhand genommen, daß man sagt: „Undank ist der Welt Lohn". Wie beschämend ist das für die Menschen, da es so viele Thiere gibt, welche ihre Wohlthäter wenigstens mit treuer Anhänglichkeit erfreuen und belohnen.

154. „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen."

In der Regel haben große, d. h. vornehme Herren, hohe Staatsbeamte, Adelige 2c. einen gewissen Grad von Stolz, welcher sie um so mehr von den übrigen Leuten absondert, je größer bei ihnen das Vorurtheil ihres Standes ist. Wie viele Adelige gibt es, welche glauben, daß der Mensch erst beim Baron anfängt; wie viele Adelige gibt es, die stolz sind auf die Zahl ihrer Ahnen, während wir doch alle von einem einzigen Menschenpaare abstammen. Dieser Stolz vornehmer Leute äußert sich auch dadurch, daß sie nie mit einem armen Manne an einem Tische essen, und sollte ja einmal ein armer Mann bei einem Reichen speisen, so wird er sich nicht so behaglich fühlen, wie zu Hause an seinem Tische, wo er ungenirt essen kann, wie und so viel er will.

Sollte beispielsweise ein armer Mann mit einem Vornehmen Kirschen essen, so müßte er anstandshalber die größten und schönsten liegen lassen und sich mit den geringeren begnügen.

Trotzdem nun, daß mit vornehmen Leuten nicht gut umzugehen ist, weil sie mit einer gewissen Verachtung auf geringere Leute herabsehen, gibt es dennoch viele Menschen, welche einen Ruhm darein setzen, mit vornehmen Leuten Umgang zu haben, wenn man sie ihre Abhängigkeit rc. auch manchesmal recht bitter fühlen läßt. Was lernt ihr aber aus diesem Sprichworte? Antwort: Bescheidenheit. Bleibt im Kreise solcher Leute, die euch gleich stehen, wo ihr gerne gesehen werdet. Laßt den vornehmen Leuten ihren Stolz und ihr hochgetragenes Wesen und denket immer an die Wahrheit: „Der Adel liegt im Gemüthe, nicht im Geblüte".

155. „Wie die Arbeit, so der Lohn."

Nachdem die ersten Menschen das Glück des Paradieses durch die Sünde des Ungehorsams verscherzt hatten, war es nach den Worten der Bibel eine Strafe des Herrn, daß sie und alle ihre Nachkommen im Schweiße ihres Angesichts das tägliche Brod erwerben mußten. So verschieden nun die verschiedenen Stände und Berufsarten der Menschen sind, so verschieden ist auch die Arbeit, die ihnen zugetheilt resp. von ihnen selbst erwählt worden ist. Der Bauer bearbeitet den Boden, um für sich und alle übrigen Menschen zu pflanzen, was für's Leben nothwendig ist; den Geschäftsmann ruft die Arbeit an sein Gewerbe, den Soldaten ruft sie in die Kaserne oder auf das Schlachtfeld, den Lehrer ruft die Arbeit in die von rosigen und nicht rosigen Düften erfüllten Räume der Schule, um sich mit muthwilligen, faulen und ungehorsamen Buben zu ärgern und zu plagen, den Geistlichen ruft seine Arbeit an's Krankenbett und auf die Kanzel, den Beamten ruft die Arbeit hinter die fußhohen Aktenstöße, den Naturforscher ruft seine Arbeit in ferne Welttheile und fremde Länder und so hat jeder Stand seine Arbeit, Mühe und Plage, aber auch

wieder seine Vorzüge. Mit jeder Arbeit ist nach der Natur der Sache auch ein Lohn verbunden und das Sprichwort sagt: „Wie die Arbeit, so der Lohn". Dieses Sprichwort bezieht sich nicht allein auf unsre irdische Arbeit, sondern auf die mehr oder minder treue Erfüllung unserer Standespflichten und je eifriger und uneigennütziger wir hier waren, desto größer ist der Lohn, der uns jenseits zu Theil wird.

Also mit frischem und frohem Muth an die Arbeit, damit unser Lohn ein schöner sei.

156. „Fliege nicht, bevor du Federn hast!"

Wenn im Frühlinge der Schnee schmilzt, die Sonne wieder wärmer scheint, das frische Grün unser Auge und das Zwitschern der aus fernen Ländern wiederkehrenden Vögel unser Ohr ergötzt, da hast du wohl schon in einer Hecke ein Vogelnest gesehen, in welchem 3 bis 4 graue, einfarbige oder punktirte Vogeleier lagen, aus denen nach ungefähr 14 Tagen die jungen Vöglein kamen. Dieselben sind im Anfang nackt und blind und nur mit wenigen Flaumfedern versehen. Die eigentlichen Federn kommen erst nach einigen Wochen zum Vorschein. Wenn sie ihre Federn haben, sagt man: „sie sind flügge". Sie fliegen dann aus, indem sie zuerst kleinere, dann immer größere Strecken im Fluge zurücklegen.

Das im Eingang stehende Sprichwort befiehlt nun dem Menschen, nicht eher zu fliegen, als bis er Federn hat, das heißt, nichts eher zu unternehmen, als bis er fähig und reif dazu ist. Bei den Vögeln kommt es manchmal vor, daß einer von ihnen aus dem Neste fällt und entweder schon durch den hohen Fall vom Baume verendet oder dadurch um's Leben kommt, weil er nicht mehr in's warme Nest der Alten zurückgebracht werden kann. Wer also etwas unternimmt, ehe er die nöthige Reife hat, läuft Gefahr, Schaden zu nehmen. Ein

Kind, welches allein laufen und nicht geführt werden will, nimmt Schaden dadurch, daß es fällt und sich wehe thut. Ein Seeschiff wird nicht eher vom Stapel gelassen, als bis es von allen Sachverständigen als vollkommen seetüchtig erkannt worden ist. Merke also folgendes zu deiner Belehrung: Unternehme nichts in deinem Leben, ohne daß du körperlich und geistig „flügge" oder reif dazu bist!

157. „Bürger und Bauer trennt nur die Mauer."

Der Name „Bürger" kommt her von Burgen. Es waren dieses im Mittelalter die meistens auf hohen Bergen gelegenen Wohnungen oder Schlösser der Ritter und Adeligen. Sie waren auf steilen Felsen erbaut, von festen Thürmen und tiefen Wallgräben, über welche Zugbrücken führten, umgeben und konnten wohl belagert und gestürmt, meistens aber nur durch Hunger oder Verrath genommen werden. Manche in Verfall gekommene Adelige schämten sich nicht, von ihren festen Burgen aus die vorüberziehenden Reisenden auszuplündern, in welchem Falle sie dann Raubburgen hießen, von deren Dasein heutigen Tages noch manche verfallene Ruine mit ihren schauerlichen unterirdischen Verließen Zeugniß gibt.

Der Ursprung und die Entstehung dieser Burgen stammt aus der Zeit des deutschen Kaisers Heinrich I., auch Finkler oder Vogelsteller genannt, welcher vom Jahre 919 bis 936 nach Chr. regierte und zum Schutze seiner Unterthanen vor den häufigen Einfällen der Ungarn viele Burgen erbauen, und größere Wohnplätze der Menschen mit Mauern, Gräben und Wällen umgeben ließ, welche man Städte nannte.

Bei herannahender Gefahr mußten die Bewohner des platten Landes mit ihren Vorräthen dahin flüchten. Unsere Vorfahren hatten aber einen ungeheuren Widerwillen gegen das Leben hinter den finsteren Mauern der Burgen und Städte.

Kaiser Heinrich I. gab daher den Befehl, daß je der neunte kriegspflichtige Mann in die Burg oder Stadt ziehen und sie vertheidigen mußte, während die übrigen acht sein Feld mitbebauten. Die Bewohner der Städte erhielten manche Vorrechte, um ihnen das Leben daselbst angenehm zu machen, es wurden Märkte und andere Feste hineinverlegt etc.; die Bewohner der Städte aber nannte man Bürger, während die ackerbautreibenden Bewohner des platten Landes gewöhnlich Bauern heißen. „Bürger und Bauer trennt nur die Mauer" sagt das im Eingang citirte Sprichwort, das heißt: der Bürger in der Stadt hat keinen rechtlichen Vorzug vor dem Bauern. Alle sind Unterthanen eines Regenten, alle haben gleiche Rechte und gleiche Pflichten und alle sind vor dem Gesetze gleich. Alle zahlen ihre Steuern und Abgaben, alle stellen ihre Söhne zur Vertheidigung des Vaterlandes in's Feld. Jeder will ruhig, im Frieden, im ungestörten Besitz seines Eigenthums, im ungestörten Betrieb seines Gewerbes leben und der Bauer kann daher gleiche Achtung und gleichen Schutz verlangen, wie der Bürger. Es wäre also Thorheit und Anmaßung, wenn der Städter auf diesen Namen stolz sein und auf die Bauern mit Verachtung und Geringschätzung herabsehen wollte.

158. „Aushorcher und Angeber sind des Teufels Netzweber."

Wenn man den Namen des Teufels, des Fürsten der Hölle, der Unterwelt und Finsterniß, nennen hört, beschleicht jeden Menschen ein unheimliches Grausen und Schaudern. Dieses wird noch durch die Vorstellungen erhöht, die sich Manche vom Teufel machen: die rothen feurigen Gluthaugen, der mit Hörnern versehene Kopf, die ungeheuren Krallen an den Klauen, der eiserne Schürhacken rc. und wenn man Jemand fragt, ob er mit dem Teufel wohl einmal in Berührung kommen möchte,

wird er sich gewiß höflich dafür bedanken. Wenn nun auch der Teufel noch von Niemandem auf der Welt wird gesehen worden sein, so kommt man doch in Berührung mit seinen Spießgesellen und Helfershelfern — den bösen Menschen. Von einigen derselben, nämlich von den Aushorchern und Angebern, spricht das im Eingang angezogene Sprichwort, welches ihnen den Namen „des Teufels Netzweber" gibt. Wer ist nun ein Aushorcher und Angeber? Antwort: Es sind jene bösen Menschen, welche sich in die Familien einschleichen, um verschiedene Geheimnisse zu erlauschen und tausendmal die Versicherung geben, keinen Gebrauch davon zu machen und doch ebensovielmal dieses Versprechen vergessen und sich ein Geschäft daraus machen, von Haus zu Haus, von einer alten Frau Base zur andern zu eilen, um Klatschereien zu machen und Unfrieden zu stiften und Haß, Feindschaft und Zwietracht zu säen. Mit Recht heißt man solche Menschen des Teufels Netzweber, denn wie eine im Netz gefangene Fliege in der Gewalt der Spinne ist, welche sie tödtet und ihr das Blut aussaugt, so sind die Aushorcher und Angeber die Blutsauger der ihnen verfallenen Opfer. Seid also in eurem Alter recht vorsichtig im Umgang mit Andern. Trauet Niemandem, den ihr nicht lange und gründlich geprüft habt. Werdet aber auch selbst keine Aushorcher und Angeber, denn es ist gewiß eine recht große Schande, des Teufels Netzweber zu heißen.

159. „Durch Zank und Streit schaffst du nur Leid."

Du hast vielleicht in der Nähe deines Wohnortes oder auf der Reise oder auch nur auf einem Bilde einen ruhigen blauen See gesehen, in welchem sich die umliegenden Berge etc. wiederspiegelten. Du hast gewiß auch schon ein Lämmchen gesehen. Siehe, mein Kind, beides sind Bilder der Ruhe und des Friedens. Du hast aber auch schon gesehen, wie zwei Hähne mit

einander im Kampfe lagen, wie sich ihre Halsfedern sträubten und wie sie gegeneinander fuhren, um sich zu vernichten. Diese Hähne sind ein Sinnbild jener Menschen, welche in Zank und Streit leben, weshalb man sie auch „Kampfhähne" nennt. Zank und Streit schafft Leid und zwar schafft der Zänker Andern Leid, die er beständig mit seiner Feindschaft belästigt, aber auch sich selbst, indem er in Prozesse verwickelt wird, die ihm Gerichtslaufereien, Kosten, Strafen und dgl. verursachen. Welche nachtheilige Folgen die Streitsucht immer nach sich zieht, will ich euch durch einige Beispiele beweisen.

Ein Mann lebte mit seinem Nachbarn in großem Unfrieden. Seine Bosheit gegen ihn war so groß, daß er schwur, nicht eher zu rasten und zu ruhen, als bis er nicht mehr in den Hof seines glücklichen Nachbars schaue. Um sein Ziel zu erreichen, fing er eine Menge Prozesse an, welche er aber alle verlor, weil sie ungerecht waren. Diese Prozesse verursachten ihm eine Menge Gerichts- und Advokatenkosten und da er sie nicht bezahlen konnte, wurde ihm sein Haus und Hof verkauft und er hatte es nun richtig so weit gebracht, daß er nicht mehr in den Hof seines Nachbars schaute. Zwei Knaben fanden eine Nuß, um welche sie sich stritten, der eine, weil er sie zuerst gesehen und der andere, weil er sie aufgehoben hatte. Ein Anderer kam dazu und sprach: „Ich will in eurem Streite das Urtheil sprechen: „Die eine Schale der Nuß gehört dem und die andere gehört dem und der Kern gehört mir." Der dazu passende Denkreim heißt: „Wer Freude hat am Prozessiren, wird statt gewinnen stets verlieren." Meidet also Zank und Streit und liebt und sucht den Frieden, selbst wenn ihr einen kleinen Nachtheil erleiden müßtet.

160. „Der Alten Rath, der Jungen That, der Männer Muth ist allzeit gut."

Wenn Jemand etwas Wichtiges unternimmt, so geht er mit großer Behutsamkeit zu Werke und fragt wohl auch

verständige Leute um ihren Rath. Zur Ertheilung eines guten Rathes gehört aber Lebenserfahrung, welche eine Frucht des Alters ist. Deswegen findet man diese Einrichtung, den Rath der Alten zu hören, auch in Städten und Ländern, wo wichtige Unternehmungen erst dann in Angriff genommen werden, wenn die Alten mit ihrem Rath gehört worden sind. Was nun beschlossen wurde, muß aber auch ausgeführt werden. Dazu gehört Kraft, welche aber nicht dem Alter, sondern der Jugend eigen ist. Da aber auch die Jugend einen Fehler hat, nämlich den, daß sie zu rasch, ungestüm und unbesonnen zu Werke geht, so muß der Muth, die ruhige Besonnenheit und Ueberlegung des Mannes dazu kommen, damit die Ausführung so bedachtsam vor sich gehe, wie es recht ist.

Wie nothwendig der Rath der Alten in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens sei, das sehen wir an der Menge der vorhandenen Räthe, die es gibt: Landräthe, Schulräthe, Magistratsräthe, Regierungsräthe, Ministerialräthe, Consistorialräthe, geistliche Räthe, Hofräthe, Finanzräthe, Medizinalräthe, Bauräthe u. dgl. m.

In dem angeführten Sprichworte liegt nun auch eine gute Lehre für jeden Menschen:

1. Thue und unternehme nichts, ohne den Rath älterer und verständiger Leute gehört zu haben!
2. Hast du beschlossen, etwas auszuführen, so gehe mit frischem Jugendmuthe daran; fürchte dich nicht und scheue keine Hindernisse und bleibe nicht auf halbem Wege stehen!
3. Zu der Jugendfrische und Thatkraft muß aber auch die Ueberlegung und Besonnenheit des Mannes kommen.

Beobachtet er diese 3 Stücke, so wird wohl jedes Unternehmen gut ausfallen.

161. „Haß und Neid muß der Biedermann leiden."

Man unterscheidet die Menschen nicht nur nach ihrem Alter und Geschlecht, nach ihrem Vermögen, nach ihren Fähigkeiten und ihren verschiedenen Berufsstellungen, sondern auch nach ihrem Charakter, und wie es bei den Metallen edle und unedle gibt, so gibt es auch bei den Menschen gute und schlechte Charakteren. Die guten bezeichnet man gewöhnlich mit dem Namen eines rechtschaffenen, redlichen, braven, uneigennützigen oder kurzweg Biedermannes, unter welchem Begriff man alle guten Eigenschaften zusammenfaßt. Der Biedermann denkt von Jedermann edel, d. h. gut, wenigstens so lange er kann. Der Biedermann redet nur die strengste Wahrheit; Lüge, Heuchelei, Falschheit und Verstellung sind ihm fremd. Der Biedermann handelt edel, das heißt, er thut nichts, dessen er sich vor Gott und den Menschen fürchten oder schämen müßte, er denkt bei all seinen Handlungen nicht an seinen Vortheil, sondern nur an das Wohl seiner Mitmenschen.

So edel nun das Wirken eines Biedermannes ist, so ist nicht selten Haß und Neid sein Lohn.

Seine Uneigennützigkeit wird für Heuchelei gedeutet und die Schlechten verfolgen ihn mit ihrem Haß, weil seine Handlungsweise nicht in ihren Kram paßt, und wird er durch die Achtung seiner Nebenmenschen ausgezeichnet und auf Ehrenstellen in der bürgerlichen Gesellschaft erhoben, so verfolgt ihn ihr Neid.

Es ist ja allgemein bekannt, daß man nicht allen Leuten recht thun kann. In dem angeführten Sprichworte liegt also eine Ermunterung für jeden Biedermann, sich um das Urtheil solcher, die ihm übelwollen, nicht zu kümmern. Das Urtheil schlechter Menschen hat keinen Werth; denn aus einer unlauteren Quelle kann nur trübes Wasser fließen.

Das rechte Urtheil spricht uns theils unser Gewissen, theils das Urtheil aller Gutdenkenden. Lernet daher schon von Jugend auf edel denken, edel reden, edel handeln, mit einem Worte: jeder von euch sei ein Biedermann in der höchsten Bedeutung des Wortes. Die Dornen an den Rosen sind uns ein Bild, daß auch die schönste Blume ihre Feinde hat.

162. „Großthun thut's nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein."

So wahr es ist, daß Gott die Glücksgüter und geistigen Fähigkeiten ungleich unter die Menschen vertheilt hat, so verwerflich und abscheulich ist es, wenn Jemand auf seine wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge prahlt, der eine auf seine Körperstärke, der andere auf sein Vermögen, der andere auf seine geistigen Fähigkeiten, der andere auf seine Geschicklichkeit und dgl. m. Von wem hat der Mensch seine Vorzüge? Von Gott, von welchem alles Gute kommt. Was hat also der Mensch für einen Grund zu prahlen? Gar keinen. Schon die Bibel stellt uns das Lächerliche der Prahlerei dar in der Geschichte von dem Riesen Goliath, welcher trotz seiner Prahlerei und Ruhmredigkeit von dem Hirtenknaben David erlegt wurde. Das im Eingang angeführte Sprichwort stellt deswegen neben die plumpe, starke und große Kuh den unverhältnißmäßig kleineren und schwächeren aber flinkeren Hasen, den die erstere nie und nimmermehr einholen wird.

Der Prahlerei steht nun die Bescheidenheit als schöne Tugend gegenüber. Der Bescheidene stellt es nicht nur in Abrede, Vorzüge zu besitzen, sondern er erkennt es an, daß, wenn er Vorzüge auch wirklich besäße, diese von Gott kommen. Die Lächerlichkeit der Prahlerei wird uns in einigen kleinen Geschichten dargestellt:

Zwei Handwerksbursche befanden sich auf der Reise. Da sagte der Eine: „Auf meiner Wanderschaft sah ich einmal einen Kohlkopf, der war so groß, wie der Kirchthurm.“ „Das ist noch nichts“, sagte der Zweite, der ein Kupferschmied war; ich half einmal einen Kessel machen, der war so groß, wie jene Kirche dort“. „Aber was wollte man denn mit diesem großen Kessel machen?“ fragte der Erste wieder. „Darin sollte dein großer Kohlkopf gesotten werden,“ erwiderte der Zweite und tief beschämt wegen seiner lügenhaften Prahlerei schwieg der Erste still. Ein Knabe ging mit seinem Vater über Land und erzählte ihm, daß er vor nicht langer Zeit einen Hund gesehen habe, der so groß gewesen sei, wie eine Kuh; der Vater sagte im Augenblick nichts; nach einiger Zeit aber machte er seinen Sohn im Scherz darauf aufmerksam, sie kämen heute auf der Reise an eine Brücke, wo jeder, der gelogen habe, fallen müsse und das Bein breche. Das machte dem Knaben, der sich seiner prahlerischen Lüge bewußt war, große Angst. Nachdem sie eine Strecke weit gegangen waren, sagte der Knabe verbessernd: „Vater, der Hund, von dem ich dir vorhin erzählte, war nicht größer als ein Kalb“. Allein! die Angst ließ dem Knaben immer noch keine Ruhe und endlich gestand er, daß der Hund eben nicht größer gewesen sei, als ein gewöhnlicher Hund. Lernet daraus, jede Prahlerei zu vermeiden; ihr erspart euch dadurch manche Schande.

163. „Bis Abend glänzt kein Morgenroth, drum spare bei Zeiten für Alter und Noth.“

Das Morgenroth ist eine von den glänzenden Lufterscheinungen und entsteht, wenn die Strahlen der aufgehenden, aber unsern Augen noch unsichtbaren Sonne sich in den, in der Luft schwebenden Dünsten brechen. Die Morgenröthe verkündet meistens Wind und Regen; sie verschwindet gänzlich nach dem

Aufgang der Sonne. Das Gold der Morgenröthe gewährt einen schönen Anblick und ist in dem angeführten Sprichwort Gegenstand eines Gleichnisses. Das Morgenroth ist bald vorüber und auch die zeitlichen Güter, mit denen uns Gott gesegnet hat, können ein Ende nehmen, wenn man sie nicht mit weiser Sparsamkeit verwaltet. Das angeführte Sprichwort ermahnt uns daher, für Alter und Noth zu sparen. Im Alter lassen nämlich die Kräfte zur Arbeit nach und hören am Ende ganz auf, und wo die Arbeit aufhört, nimmt auch der Verdienst ein Ende. Es wäre also thöricht, in jungen Jahren in Saus und Braus zu leben und zu vergessen, daß man einmal alt und schwach wird, in welcher Zeit man von den zurückgelegten Sparpfennigen leben muß. Der Hamster trägt eine Menge Vorräthe zusammen, von denen er im Winter lebt und ist so unbewußt ein Bild kluger Sparsamkeit. Zu dieser schönen Tugend wird der Grund schon in der Jugend gelegt, dadurch, daß man die Kinder anhält, nicht jeden Kreuzer für Naschwerk und sonstige Dinge auszugeben, sondern in die Sparkasse zu legen. Sparet in der Zeit, so habt ihr in der Noth.

164. „Noth lehrt beten."

Das Gebet ist nach den Grundsätzen unserer heiligen Religion eine Erhebung des Gemüthes zu Gott, in der Absicht, ihn um eine Gnade zu bitten, oder ihm für eine bereits empfangene Gnade zu danken, oder ihn in seiner unermeßlichen Hoheit zu loben und zu preisen.

Das Gebet ist eine Frucht der Erkenntniß unsrer Schwachheit, Abhängigkeit und Unwürdigkeit vor Gott, also eine Frucht der Demuth. Der Hoffärtige betet nicht, denn er glaubt im Stande zu sein, sich selbst helfen zu können. Die erste Anleitung zum Gebete ist eine eben so heilige wie schöne Pflicht der häuslichen, insbesondere der mütterlichen Erziehung. Gibt

es wohl einen schöneren Anblick, als wenn die Mutter ihrem kleinen Liebling zum erstenmale die Händchen faltet und ihm befiehlt, mit den Händchen auch die Augen zum Himmel zu erheben, wo ein allwissender, gütiger und mächtiger Vater wohnt? Außer der liebenden Mutter lehrt aber auch die Noth beten. Bei gar vielen Menschen gehen nämlich die guten Grundsätze, welche ihnen eine liebende Mutter in das Herz gepflanzt hatte, durch schlechte Gesellschaft, durch das Lesen schlechter Bücher etc. verloren, ja sogar der Glaube an das Dasein des lebendigen Gottes leidet Schiffbruch bei ihnen. Solche Menschen werden manchesmal durch Unglücksfälle, Noth und Leiden mancherlei Art wieder zu Gott zurückgeführt. Sie kommen dadurch wieder zur Erkenntniß, daß ein höchstes Wesen in jeder Noth helfen kann und wenn diese Erkenntniß einmal Raum im Herzen gefaßt hat, dann ist zum Gebet nur noch ein Schritt. Eine Schande aber ist es für jene Menschen, welche erst dann beten, wenn Noth und Gefahr sie zum Beten zwingen muß, wenn ihnen gleichsam das Wasser bis an den Hals geht. Liebe Kinder, betet jeden Tag, im Glück wie im Unglück, in guten wie in schlimmen Tagen, dann muß euch nicht erst die Noth beten lehren.

165. „Es weiß Niemand, wo einen der Schuh drückt, denn der ihn anhat."

Zu den verschiedenen Kleidungsstücken der Menschen, welche sowohl dem Reichen als auch dem Armen, besonders im strengen Winter nothwendig sind, gehört auch die Bekleidung der Füße: die Schuhe. Bei dieser Art der Bekleidung ist es hauptsächlich darauf abgesehen, dem Fuße eine möglichst kleine und nette Form zu geben. Kein Wunder also, wenn Jemand, der von Natur einen großen Fuß hat, von engen Schuhen gedrückt wird, was Anderen durch einen sichtbar von Schmerzen begleiteten Gang

bekannt wird. Von diesem Schuhdrücken nimmt das angezogene Sprichwort Notiz und sagt: „Es weiß Niemand, wo einen der Schuh drückt, denn der ihn anhat“. Mit anderen Worten: Den Schaden empfindet Niemand, als derjenige, der ihn tragen muß, der selbst im Elend steckt. Zudem scheint mancher Schuh, manches Paar hübsche Glanzlackstiefletten äußerlich hübsch und elegant, und drückt doch den, der sie anhat, äußerst schmerzlich. Er klagt wohl nicht laut, allein die Schmerzen dauern fort, bis die Schuhe vom Fuße entfernt werden. So wird im Leben mancher seiner scheinbar glänzenden Verhältnisse, seines Wohlstands und Reichthums oder seiner hohen Stellung wegen beneidet und doch drücken ihn die Schuhe, das heißt, es nagt oft ein Wurm an dem Herzen solcher Leute und doch dürfen sie nicht sagen, wo sie der Schuh drückt, was ihnen fehlt. Urtheilt also nicht nach dem äußern Schein; haltet nicht Leute für beneidenswerth glücklich, die es blos scheinen. Suchet euer Glück nicht in äußeren Dingen, das höchste Glück ist ja die Zufriedenheit. Seid aber auch vorsichtig in Bezug auf euch selbst, daß ihr keine Schuhe kaufet (euch keine Verhältnisse bereitet), die euch drücken; denn manchen drückenden Schuh muß man tragen sein Leben lang.

166. „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“

Wenn man im Hochsommer durch einen Wald geht, so wird unser Ohr nicht allein erfreut durch den Gesang und Schlag der vielerlei Vögel, wir werden nicht allein gestärkt durch den würzigen Geruch der Blätter, Nadeln und Waldkräuter, sondern auch unser Auge wird erfreut durch den schlanken Wuchs der zum Himmel anstrebenden Waldriesen. So gibt es in Californien Tannen, die eine Höhe von circa 90 Metern erreichen. Vergleicht man diese Bäume mit den Zwergbäumen, welche eine

Höhe von kaum 1 bis 2 Metern erreichen, so scheinen erstere in den Himmel zu wachsen. Doch was sind selbst die höchsten Bäume gegen hohe Berge und was sind hohe Berge gegen den Himmel, (unter dem man hier das Gewölbe des Firmaments versteht)? Auch die schönsten, höchsten und kräftigsten Bäume werden alt und morsch und ein Sturm wirft sie zur Erde nieder.

Solche große Bäume sind nun zunächst das Bild einzelner Menschen, welche den andern gegenüber in körperlicher oder auch geistiger Hinsicht als Riesen erscheinen. Doch ist ihr Ziel begrenzt. Sie werden, wie die höchsten Bäume, alt, morsch, gebrechlich, hinfällig, geistesschwach, arbeitsunfähig und dergleichen. Jenen großen Bäumen gleichen ferner alle Völker und Nationen. Manche Staaten haben eine Macht und eine Größe erreicht, daß man hätte glauben sollen, Jahrtausende könnten sie nicht zerstören und doch wurden sie gewaltsam von der Höhe gestürzt, wie die Titanen, welche sich vermaßen, den Himmel zu stürmen.

Großes Glück erzeugt großen Neid und viele Neider, übergroße Macht erzeugt Besorgniß und Feinde. Wenn also das im Eingang angeführte Sprichwort sagt: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen" — so will dies sagen, daß aller Macht und Größe dieser Erde eine Grenze, ein Ziel gesetzt ist.

Es sollen alle Großen dieser Erde das bedenken und dieser Gedanke wird sie in der Demuth erhalten. Es sollen aber auch alle übrigen Menschen bedenken, Gute und Böse, daß ihrem Thun ein Ziel gesetzt ist.

167. „Die Schlange wechselt wohl die Haut, aber nicht die Giftzähne."

Die Schlangen gehören zur Klasse der Amphibien, jener Thiere, welche sowohl im Wasser, als auch auf dem Lande

leben können, daher der Name: zweilebige Thiere. Nicht nur ihr Anblick, sondern sogar ihr bloser Name flößen manchem Menschen unwillkürliches Entsetzen ein, besonders wenn man an die Ungeheuer dieser Gattung: die Riesenschlange, Klapperschlange, Brillenschlange etc. denkt, die es zwar in Europa nicht gibt, die man aber aus Menagerien oder doch mindestens aus guten Schulbüchern kennt.

Eine Eigenheit der Schlangen ist ihre, in schönen bunten Farben schillernde Haut, welche sie alle Jahre abstreifen. Hieran lehnt sich das angeführte Sprichwort, welches sagt: „Die Schlange wechselt wohl die Haut, aber nicht die Giftzähne".

Die Klapperschlange hat nämlich bewegliche Zähne, unter denen sich Giftdrüsen befinden und wer das Unglück hat, durch einen Biß dieses Thieres verwundet zu werden, ist in den meisten Fällen ein Opfer des Todes. Der Schlange mit ihrer in schönen Farben schillernden Haut, (welche bei den Indianern ein Handelsartikel ist), sowie mit ihren gefährlichen Giftzähnen, gleichen auf's Haar jenen Menschen, welche sich eine schöne Außenseite zu geben wissen durch gefällige und einnehmende Manieren, die Freundschaft, Theilnahme, Aufrichtigkeit heucheln, jedoch nur so lange, als sie es für gut finden, oder so lange es ihnen Vortheil bietet und kurz darauf im Stande sind, dieselben Personen mit dem Gift ihrer Verläumdung zu begeifern. Wie schändlich für einen Menschen, mit einer giftigen Schlange verglichen zu werden.

168. „Gott grüßt wohl manchen, aber der Mensch dankt ihm nicht."

Gruß nennt man die durch Sitte, Gewohnheit und stillschweigende Uebereinkunft üblich gewordenen Zeichen und Redensarten, durch welche man Andern beim Zusammentreffen oder Weggehen seine Achtung, Ergebenheit, Freundschaft und sein Wohl-

wollen zu erkennen gibt. Die alten Hebräer hatten schon ihr „Schalom lecha!“ „Friede sei mit dir!“ Die Griechen für alle Fälle den einfachen Gruß: „Chaire!“ „Freue dich!“ Die Römer sagten beim Begegnen: „Ave!“ „Sei gegrüßt!“ und beim Gehen: „Vale!“ „Lebe wohl!“ Unter den nach europäischer Weise zivilisirten Völkern hat sich eine gewisse Gleichförmigkeit der Begrüßung gebildet, obschon die Verschiedenheit immer noch sehr groß ist. Ziemlich allgemein ist seit dem 17. Jahrhundert das Entblößen des Hauptes zum Zeichen des Grußes geworden. Außerdem gelten Händedruck, Umarmung und Kuß als Ausdruck der freundschaftlichen Gesinnung.

Statt der allgemeinen Grußformeln: „Guten Morgen!“ „Guten Tag!“ grüßt man in katholischen Ländern und Gegenden mit dem vom Papst Benedikt XIII. im Jahre 1728 anempfohlenen Bundesgruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ welcher mit den Worten: „In Ewigkeit. Amen.“ erwidert wird. Unter den slavischen Völkern, namentlich bei den Russen, ist das Küssen der Kleider und Schuhe dessen, dem man seine Ehrfurcht bezeigen will, Sitte.

Niedere werfen sich vor den Höheren auf die Erde nieder. Der Türke kreuzt beim Gruß die Hände auf der Brust und beugt sich mit dem Kopfe gegen den, welchen er grüßt. Je ungebildeter die Völker sind, desto sklavischer ist ihre Begrüßung. In allen Fällen ist es aber eine grobe Verletzung des Anstands und der allgemeinen Höflichkeitsregeln, dem Grüßenden nicht zu danken; ja selbst einem Höhergestellten wird es übel genommen, einem Grüßenden nicht zu danken. Von dieser Sitte des Grußes ist nun das im Eingang stehende Sprichwort abgeleitet: „Gott grüßt wohl manchen, aber der Mensch dankt ihm nicht.“

Unter diesem göttlichen Gruße sind jedenfalls die verschiedenen und mannichfachen Gnadenerweisungen Gottes zu verstehen und zwar sowohl die segnenden, nämlich die Gutthaten, als auch die prüfenden, nämlich die Leiden und Drangsale, welche

den Menschen an Gott erinnern oder auch zu ihm zurückführen sollen. Dem Einen schickt Gott eine schwere Krankheit; allein! er achtet sie später nicht mehr. Wenn er sich wieder gesund fühlt, fröhnt er wieder denselben Lastern, die ihn auf's Krankenbett warfen. Wieder einem Andern läßt Gott ein geliebtes Kind sterben. Der Verlust schmerzt ihn im Anfang tief, aber bald ist er vergessen. Ein Anderer erleidet Schaden an seinen zeitlichen Gütern durch Blitzschlag und Brand, durch Hagelschlag, Dürre, Ueberschwemmung etc. und dennoch gehen ihm die Augen nicht auf, er erkennt es nicht, daß ihn Gott grüßt, er achtet nicht darauf, es bessert ihn nicht. Gott grüßt nicht Einzelne, sondern Jeden; nur am Menschen ist es, dem Höchsten auf seinen Gruß zu danken. Auch dir, mein Kind, wird Gott auf deinem Lebenswege noch manchesmal begegnen und dich liebevoll begrüßen. Verschließe deine Augen nicht, merke auf den Gruß, danke Gott schön und schätze dich glücklich, daß Gott dich seines Grußes würdiget.

169. „Die Freundschaft, die beim Wein geschlossen wird, dauert, wie dieser selbst, nur eine Nacht.“

Freundschaft ist ein unter zwei Personen bestehendes andauerndes Verhältniß gegenseitiger Zuneigung. Dieselbe gründet sich entweder auf Aehnlichkeit der Sitten und Gewohnheiten, oder der Arbeiten und Vergnügungen und immer nach der Regel, daß Gleiches sich gerne zu Gleichem gesellt. Je edler die Grundlage ist, welche das Band der Freundschaft knüpft, einen um so edleren Charakter gewinnt die Freundschaft selbst.

Zur Innigkeit der Freundschaft gehört, daß zwei Freunde das ganze Werk ihres Lebens mehr oder weniger miteinander theilen, an ihren persönlichen Schicksalen, an Freude und Leid, an Glück und Unglück theilnehmen mit Rath und That, mit Hülfe und Beistand.

Mit der Innigkeit der Freundschaft muß auch die Treue verbunden sein. Nichts darf im Stande sein, das Band der Freundschaft zu lösen. Im Alterthum war die Freundschaft unter Jünglingen gewisser Völker, z. B. bei den Böotiern, ein gleich der Ehe geheiligtes Institut. Sie wurde durch religiöse Eide feierlich für das ganze Leben geschlossen zu gegenseitiger Hülfe in allen Gefahren. Der große deutsche Dichter Schiller singt in seinem Liede von der Freude:

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer den treuen Freund errungen,
Mische seinen Jubel ein.
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund
Und wer's nie gekannt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund."

Das Eingangs angeführte Sprichwort redet nun von der Freundschaft, die im Taumel augenblicklicher Lust, in einem weinseligen Zustande geschlossen wurde. Solche Freundschaftsbündnisse entbehren einer edlen Grundlage und haben keinen dauernden Werth.

Haltet also nicht Jeden für einen Freund, der etwa beim Weinglase Freundschaft mit euch geschlossen hat.

Das Sprichwort sagt, daß solche Freundschaft, wie der Wein, (eigentlich der weinselige Zustand) nur eine Nacht dauere, d. h. am andern Tage ist Alles vergessen, man weiß von nichts mehr.

170. „Wer zu spät kommt, muß mit den Knochen vorlieb nehmen."

Du, kleiner Leser, bist vielleicht schon ein- oder mehrmal auf einer Hochzeit eingeladen gewesen und hast dich Tage und

Wochen lang gefreut auf all' die guten Sachen, die es da zu essen und zu trinken gab.

Mit welcher Lust hast du da getafelt und wie warst du so traurig, als du satt warst und nichts mehr essen konntest. Wie aber, wenn einem der geladenen Gäste unterwegs ein Unfall begegnet und er kommt zu spät? Man wartet von einer Viertelstunde zur andern, aber der Erwartete erscheint nicht. Man kann nun nicht mehr länger warten und das Mahl beginnt.

Als es geendigt ist und von allen Leckerbissen nur noch die Reste übrig sind, kommt auch der verspätete Gast und muß mit den Knochen (den übrig gebliebenen Resten) vorlieb nehmen, auf beiden Seiten aufrichtiges aber vergebliches Bedauern.

Gerade so, wie bei diesem unterwegs verunglückten und verspäteten Gaste geht es vielen Menschen und zwar:

1. Denjenigen, welche die kostbare Jugendzeit nicht zum Lernen anwenden mögen. Wenn ihnen die Einsicht und die Reue kommt, ist es zu spät.
2. Denjenigen, die in allem, was sie unternehmen, zaudern und zagen, das Glück nicht beim Arme fassen und festhalten. Unter der Zeit nimmt ein Anderer den Vortheil wahr und die Träumer haben das Nachsehen. Lernet daraus:

1. eure Jugend dazu anzuwenden, etwas Tüchtiges zu lernen.
2. Seid, ohne zu freveln, unternehmend, denn dem Muthigen gehört die Welt. Das Glück will gesucht sein, die gebratenen Tauben fliegen keinem Menschen in den Mund.

171. „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen."

Es ist für Knaben ein schweres Geschäft, 3 bis 4 Stunden ruhig, still, aufmerksam und fleißig auf der Schulbank zuzu-

bringen; ist es doch zu jeder Jahreszeit draußen so schön. Im Sommer laden die kühlen Wellen des Flusses zum Baden ein und im Winter ist es kein kleines Vergnügen, Schneeballen zu werfen oder einen Schneemann zu machen. Kein Wunder also, wenn es in der letzten Stunde nicht mehr recht gehen will und nach beendigter Schulzeit die kleinen und großen Knaben in hastiger Eile, den munteren Vöglein gleich, die Freiheit suchen. Da kommt es denn auch vor, daß ein neckischer Geselle den andern durch ein gestelltes Bein zum Falle bringt und lachend und freudig umringen ihn die Uebrigen, denn an ihm hat sich das Sprichwort bewährt: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen."

Nun ist es aber nicht schön, zu lachen und sich zu freuen, wenn Jemand Schaden nimmt; im Gegentheil ist Schadenfreude die Frucht eines finstern und boshaften Gemüthes. In Wahrheit jedoch stellt sich das Sprichwort dar, wenn Jemand durch seine eigene Schuld zu Schaden kommt, wenn er ohne Ueberlegung, mit Unbedachtsamkeit etwas unternimmt, wenn er auf den Rath und die Einsprache wohlmeinender Freunde kein Gehör gibt. In solchen Fällen ist der erlittene Schaden ein verdienter und wer auf solche Weise zu Schaden kommt, hat auch den Spott mit Recht verdient, der ihm zu Theil wird. Lerne daraus:

1. daß du nie einen Menschen mit Schadenfreude behandeln sollst. Wer Andere in ihrem Unglück verspotten kann, hat ein rohes Gemüth.
2. Sei klug und bedächtig in deinen Unternehmungen, damit du dir nicht mit sammt dem Schaden auch noch Spott zuziehest.

172. „Die Kunst ist ein guter Zehrpfennig, man trägt nicht schwer daran."

Jeden, der ein Gewerbe oder eine Kunst erlernt hat, den leidet's selten in seiner Heimath. Mit Gewalt drängt es ihn

hinaus in die Fremde, wo er weiß, daß er seine Kunst besser pflegen und sich vervollkommnen und ausbilden kann. Und ist der Tag gekommen, wo der Sohn dem liebenden Vater und der sorgsamen Mutter Lebewohl sagen soll, wird ihm gleichwohl das Herz so schwer, als drohe ihm draußen ein vorher geahntes Unglück. Zu dem Allen, was die sorgsame Mutterhand hergerichtet, kommt dann noch der Zehrpfennig, damit der Sohn keine Noth und keinen Mangel zu leiden brauche. Und siehe, in einer Nacht ist er dahin; ein Dieb, ein Gauner hat ihn Nachts entwendet und sich damit aus dem Staube gemacht. Einen Zehrpfennig aber nimmt der Mensch mit in die Welt hinaus, den er nicht verlieren, den ihm Niemand rauben kann — seine Kenntnisse, seine Fertigkeiten, seine Kunst.

Ist er ein Maler, so zaubert er ein treffend ähnliches Porträt eine reizende Landschaft auf die Leinwand; ist er ein Sänger, so nimmt er die Laute zur Hand und singt dem Einen ein Lied der Freude, dem Andern ein Lied der Wehmuth und überall entläßt man ihn reichlich belohnt und beschenkt, aber mit Wehmuth. Liegt hierin nicht eine Ermunterung, sich diesen Zehrpfennig durch die Welt, den Niemand stehlen und nehmen kann, zu erwerben? Wohlan, du munterer Knabe, wenn die Zeit des Spiels vorüber ist, kommt die Zeit des Ernstes, nach der Lust die Arbeit. Und da heißt es mit festem Willen eingreifen in das Rad des Schicksals, damit es vorwärts geht, und in's Rollen kommt; da heißt es ringen nach dem großen Ziele, damit man kein Alltagsmensch, sondern ein großer Geist werde. Und wer die Arbeit nicht scheut, dem bleibt auch der Lohn nicht aus; er erwirbt sich jenen Zehrpfennig, mit dem man, ohne daran schwer zu tragen, durch die ganze Welt kommt — die Kunst.

173. „Schuster, bleibe bei deinem Leisten!“

Zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in einer großen Stadt der fränkischen Trias ein Schuh=

macher. Er war von Eltern aus ganz arm, aber ausnehmend geschickt in seinem Gewerbe und die aus seinem Geschäfte hervorgegangenen rothen und gelben Saffianstiefletten, die zur damaligen Zeit einen theuren Modeartikel bildeten, wanderten weit in die Welt hinein. Er hatte zwar, wie man zu sagen pflegt, mit nichts angefangen; allein durch seine Geschicklichkeit, seinen Fleiß und seine Sparsamkeit war er zu einem gewissen Wohlstand gekommen. Sein häusliches Glück vermehrten ein tugendhaftes braves Weib und mehrere liebenswürdige Kinder.

Unserem Schuhmacher war es aber nicht genug, daß aus seinem Geschäfte die schönsten Schuhe und Stiefletten in die Häuser der reichen Patrizier gingen, er hatte auch einen offenen Sinn für besseres Wissen und wenn er des Abends mit seinen Arbeiten fertig war, setzte er sich hinter seine Bücher und wohl oft muß er noch um Mitternacht lesend bei denselben gesessen sein. Unser Schuhmacher wäre nun in seinen Verhältnissen ganz glücklich zu nennen gewesen, wenn ihm nicht — eine böse Schwiegermutter das Leben ungemein verbittert hätte. Absolut konnte und wollte sie es nicht leiden, daß er die Abendstunden statt bei verlängerter Arbeit hinter den Büchern zubrachte und oft kam aus ihrem giftgeifernden bösen Munde die beißende Rede: „Schuster, bleibe bei deinem Leisten!" Dieses Sprichwort ist ganz allgemein und bedeutet so viel, daß sich Jeder zunächst um das kümmern soll, was in seinen Stand und Beruf, in sein Geschäft einschlägt. Dieses Sprichwort sollte man insbesondere jenen Gelbschnäbeln zurufen, welche berechtigt und berufen zu sein glauben, über alle Anordnungen der hohen Staats-Regierung zu kritisiren und über Dinge zu sprechen, die doch weit über ihrem Horizont liegen und welche sie nach dem Grade ihrer Bildung unmöglich verstehen können. Auch für euch, Kinder, liegt in diesem Sprichworte eine gute Lehre. Auch euch darf man zurufen: „Schuster, bleibe bei deinem Leisten!" wenn ihr euch nämlich mit dem befasset, was jetzt

in der Jugendzeit euer Geschäft ist — mit dem Lernen, mit den Büchern.

Seid ferner nicht unbescheiden! Sprecht nie in Dinge, welche ihr nach eurem Alter und nach dem Stand eurer allgemeinen Bildung unmöglich verstehen könnt. Mischt euch ferner nicht in Dinge, die euch nichts angehen oder gar nach menschlicher Berechnung und Voraussicht einen schlimmen Ausgang nehmen müssen, damit man euch nicht zurufen kann: „Schuster, wärest du bei deinem Leisten geblieben.“

174. „Unter'm Dreispitz wächst auch Witz.“

Der Dreispitz (dreieckiger Hut) war noch vor wenigen Jahrzehnten in den fränkischen Gegenden für die Männer die allgemeine Kopfbedeckung, welche freilich der alles verdrängenden Mode weichen mußte. Doch ist es noch in manchen Gauen Frankens Mode, im höchsten Sommer Pelzmützen zu tragen. Zu dem Dreispitz der guten alten patriarchalischen Zeit kam dann noch die schwarze oder gelbe hirschlederne Hose, die purpurrothe Tuchweste mit daumensdicken silbernen Knöpfen und der fast bis an die Knöchel reichende blaue Tuchrock und der Anzug eines Bauern war fertig.

Urkomisch war es dann anzusehen, wenn ein Bauer, der sich in der Stadt bei einigen Flaschen Weines gütlich gethan, in seinem weinseligen Zustande, den Stürmer auf der Rückseite des Kopfes tief im Nackend sitzend, auf der Vorderseite aber hoch in die Lüfte ragend, gravitätisch oder gar wankend daher kam. Gar mancher naseweise Gelbschnabel aus der Stadt glaubte dann, den Bauern necken zu dürfen, wurde aber auf eine so drastische und derbe Weise heimgeschickt, daß ihm in Zukunft jede Neckerei verging. Denn auch in dem Kopfe manches Bauern herrscht ein kluger Verstand und wer ein Bauer ist, muß deswegen nicht auch dumm sein.

Deswegen sagt das Sprichwort: „Unter'm Dreispitz wächst auch Witz", das heißt, es gibt auch Bauern, die mit einem hellen, klaren Menschenverstand begabt sind. Leider gibt es aber auch noch viele Bauern, welche glauben, genug gelernt zu haben, wenn sie Dünger fahren, ackern, säen, mähen, Garben binden, dreschen, überhaupt die gewöhnlichen bäuerlichen Arbeiten verrichten können. Solche Leute wollen dann auch nicht haben, daß ihre Kinder etwas Tüchtiges lernen und bei solchen Bauern wächst freilich unter dem Dreispitz kein Witz.

175. „Es ist nichts so schlimm auf der Welt, es ist doch für etwas gut."

Ein armer Mann verlor durch einen Brand seine einzige, geringe Habe, eine dürftige Hütte. Er jammerte und weinte sehr, denn nun hatte er nicht einmal ein Plätzchen, wo er nach des Tages Last und Mühen sein müdes Haupt zur Ruhe legen konnte. Doch faßte er Muth, um mit Gottes und guter Menschen Hülfe seine abgebrannte Hütte wieder aufzubauen und wie er so mit dem Wegräumen des Schuttes und der verbrannten Balken beschäftigt war, fand er einen großen Topf mit Goldmünzen, welcher wahrscheinlich zur Zeit eines Krieges vergraben worden war, während die Eigenthümer vielleicht bald darauf starben. Von dem gefundenen Schatze konnte der Mann nicht nur ein schöneres und größeres Haus bauen, sondern es blieb ihm noch so viel übrig, daß er sich ein kleines Bauerngütlein kaufen konnte. Was ihm anfangs als ein großes Unglück vorkam, erwies sich später als ein Glück; denn in der Hand der Vorsehung liegt es ja, alles, was uns schlimm erscheint, zu *unserm Besten* zu wenden. Dieses finden wir auch in der biblischen Geschichte bestätigt. Der ägyptische Joseph mußte von seinen Brüdern verkauft werden, damit er Vicekönig in Aegypten wurde. Als Moses im Binsenkörblein schon dem

Hungertode nahe war, fand ihn die Tochter des Königs und nahm ihn mit an den königlichen Hof, um ihn dort erziehen zu lassen.

Wie manches Gift, in einer kleinen Dosis gereicht, in der Hand eines geschickten Arztes zu einer heilsamen Arznei werden kann, so kann alles das, was uns im ersten Augenblick als ein Unglück erscheint, durch die Vorsehung und Güte Gottes uns zum Glücke gereichen. Murret daher nicht, wenn euch Gott mit Leiden heimsucht; was Er thut, das ist wohlgethan. Gottes Hand reicht weiter, als die der Menschen und sein Auge sieht heller und weiter als die Augen der Menschen.

Auch in der Natur gibt es viele Dinge, von denen wir keinen Nutzen kennen und wir bezeichnen deshalb manche Thiere mit dem Namen „Ungeziefer“ und manche Pflanzen mit dem Namen „Unkraut“, während sie doch von Gott nicht erschaffen worden wären, wenn sie keinen Nutzen hätten.

Ein Prinz pflegte oft zu sagen: „Wenn ich nur wüßte, wozu die Spinnen und Fliegen erschaffen wären?“ Die Vorsehung belehrte ihn hierüber. Es brach eine Revolution aus und der Prinz mußte, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, die Flucht ergreifen. Er kam in einen großen Wald und mußte sich in der Höhle eines Thieres verbergen, über deren Eingang eine Spinne während der Nacht ihr Netz wob. Die ihm nachstellenden Feinde geriethen auch an die Höhle, allein einer derselben sagte: „Hier kann er nicht verborgen sein, denn sonst müßte er ja das Netz der Spinne zerrissen haben.“ Das leuchtete den Uebrigen ein und sie gingen weiter; eine Spinne hatte ihm das Leben gerettet.

Bald darauf führte ihn sein Weg auf eine Straße, wo ein Feind auf ihn lauerte. Als er den Prinzen erblickte, erhob er sein Gewehr, ihn zu tödten.

In demselben Augenblicke aber, als er den Schuß abfeuerte, stach ihn eine Fliege so sehr in die Hand, daß

der Schuß fehlging und die Kugel über dem Haupte des Prinzen hinpfiff.

Diesmal hatte eine Fliege ihm das Leben gerettet.

Also ist auch in der Natur nichts so schlimm, es ist doch für etwas gut. Das schreckliche Gewitter reinigt die Luft von schädlichen Dünsten und der erquickende Regen befruchtet die lechzenden Fluren. Es ist also nichts so schlimm auf der Welt, es ist doch für etwas gut.

176. „Emsiges Ringen führt zum Gelingen."

Tamerlan, der Eroberer und Schrecken von Mittelasien, verdankte seine Macht und Größe hauptsächlich seiner eisernen Beharrlichkeit. Auf diese Tugend wurde er vorzüglich durch folgendes Ereigniß geführt. In einem seiner ersten Kriege kam er so sehr in's Gedränge, daß er in den Ruinen eines Gebäudes vor den ihn verfolgenden Feinden Schutz suchen und daselbst einige Zeit versteckt bleiben mußte. Der Gedanke, seinen Verfolgern und Feinden in die Hände zu fallen und durch eine Niederlage den Gewinn seiner seitherigen Anstrengungen zu verlieren, drückte seine Seele nieder.

Er zweifelte an dem glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen und beschloß, sie aufzugeben.

Da fiel ihm eine Ameise in die Augen, welche bemüht war, ein Waizenkorn, welches größer war, als sie selbst, auf eine Anhöhe zu tragen; allein das Thierchen fiel, wenn es mit seiner Last fast oben war, allemal wieder herab und so zählte Tamerlan 69 vereitelte Versuche desselben. Aber die Ameise ließ nicht nach und bei dem siebenzigsten Versuche erreichte sie glücklich den Gipfel der Anhöhe. Dieses Beispiel gab dem Eroberer neuen Muth und er zog aus dem Gesehenen eine weise Lehre, die ihm später sehr oft zu Statten kam.

Demosthenes war der größte Redner der Griechen. Er hatte seinen Vater verloren, als er kaum sieben Jahre alt war.

Als Knabe hörte er einst einen Redner und war ganz entzückt von ihm. Sogleich faßte er den Entschluß, auch einmal ein solcher zu werden. Von dieser Zeit an nahm er an keinem Spiele mehr Theil, sondern verwandte alle Zeit auf Lesen, Sprechen und Schreiben. Als er nun erwachsen war und eine schöne Rede ausgearbeitet hatte, hielt er sie vor dem versammelten Volke, wurde aber ausgepfiffen. Betrübt schlich er nach Hause. Ein Freund ermunterte ihn zu einem wiederholten Versuche, allein! er wurde wieder ausgelacht. Das Gesicht in seinen Mantel verhüllt, ging er wie vernichtet nach Hause.

Darauf besuchte ihn ein anderer Freund und machte ihn aufmerksam auf seine Fehler beim Reden. Demosthenes verzweifelte nicht; er dachte: „Was der Mensch will, das kann er.“ Nach einiger Zeit und nach vielen Vorbereitungen und anstrengenden Uebungen*) trat er endlich wieder auf und hielt eine so schöne Rede, daß das Volk der Griechen ganz entzückt war und seinen Ohren nicht trauen wollte.

Stephenson, der Begründer des Eisenbahnwesens (weil der Erfinder der Lokomotive), war ein armer Maschinenbursche in einer Kohlengrube. Er war schon 18 Jahre alt, ohne lesen und schreiben zu können. Und dennoch gelang es den Anstrengungen seines klaren Verstandes und strebsamen Geistes, die Lokomotive zu erfinden im Jahre 1814.

Gleiche Anstrengungen kostete die Erfindung des Luftballons, überhaupt alle Erfindungen, über welche wir jetzt staunen und

---

*) Um seine Brust zu stärken, ging er täglich die steilsten Berge hinan, oder er trat an das Ufer des Meeres, wo die Wogen ein großes Gebrause machten und suchte mit seiner Stimme das Getöse zu übertönen. Um seiner Zunge eine größere Fertigkeit zu geben, legte er kleine Steine darunter und um sich das häßliche Zucken mit einer Achsel abzugewöhnen, hängte er ein Schwert über die zuckende Achsel auf, welches ihn jedesmal verwundete, wenn er in die Höhe fuhr. Auch ließ er sich die Haare scheeren, damit er mehrere Monate zu Hause bleiben und alle seine Zeit auf seine Kunst verwenden mußte.

so bestätigt sich allenthalben auf allen Gebieten der Kunst, der Technik und Wissenschaft das Sprichwort: „Emsiges Ringen führt zum Gelingen".

Wie die wenigen, vielleicht von einem Vögelchen auf der Spitze eines Berges losgelösten Schneeflöckchen in ihrem Falle immer größer und zu einer gewaltigen Lawine werden, so kann sich der Geist des Menschen durch emsiges Ringen gleichsam zur Höhe der Gottheit erheben, indem er sich alle Kräfte der Natur dienstbar macht.

Lernet daraus, Kinder:

Wer etwas Tüchtiges werden will, kann es nicht durch blosen Zufall werden, denn keinem Menschen fliegen die gebratenen Tauben in den Mund. Gott gibt die körperlichen und geistigen Kräfte, Sache des Menschen aber ist es, dieselben in entsprechender Weise anzuwenden. Und fällt einem Menschen etwas schwer, so fasse er nur Muth; denn emsiges Ringen führt zum Gelingen.

177. „Ebbe und Fluth warten auf Niemand."

Leute, welche am Gestade oder Ufer des Meeres wohnen, nehmen wahr, daß alle 24 Stunden das Meer zweimal steigt und zweimal wieder in seinen normalen Stand zurückfällt.

Dieses Steigen des Meeres nennt man Fluth, das Fallen des Meeres dagegen Ebbe. Diese beiden Erscheinungen, welche man dem Einfluß des Mondes auf die Erde zuschreibt, gehen mit einer solchen Ordnung und Regelmäßigkeit vor sich, daß kein Mensch und keine Macht der Erde im Stande wäre, sie auf- oder zurückzuhalten. Diese bekannte Naturerscheinung ist nun zum Gegenstand eines Sprichwortes gemacht, welches heißt: „Ebbe und Fluth lassen nicht auf sich warten." Ebbe bedeutet hier Mangel und Fluth bedeutet Menge und Ueberfluß. Wie das Meer steigt und fällt und dadurch

Fluth und Ebbe bildet, so steigt im menschlichen Leben eine Zeit lang das Glück, um nach einiger Zeit wieder zu fallen. Dieses kann nun mit und ohne Zuthun des Menschen geschehen.

Manchen Menschen schüttet nämlich das Glück seine Güter blindlings in den Schoos, während andere darum ringen und sich plagen müssen.

Doch gibt es keinen Menschen, an dem auch das Unglück spurlos vorüberginge. Wir glauben nun an eine über uns waltende Vorsehung und nehmen an, daß Gottes Vatergüte uns nichts schickt, was nicht zu unserm Besten ist. Was Gottes Weisheit als gut für uns erkannt hat, wird über uns kommen, ob wir damit einverstanden sind oder nicht und dieses läßt sich so wenig aufhalten, als Ebbe oder Fluth. Wenn euch also Gott mit Ueberfluß beglückt, so seid nicht übermüthig und stolz, und wenn euch Gott mit Noth und Mangel heimsucht, so verzaget nicht und werdet nicht kleinmüthig. Die Hoffnung dürft ihr nicht verlieren. Wie nach dem Gewitter ein heiterer Himmel, nach der finsteren Nacht ein strahlender Morgen, nach dem starren Winter der liebliche Frühling und nach der Ebbe die Fluth wiederkommt, so kehren nach den Tagen des Mangels, der Noth und Entbehrung auch wieder gute Tage ein.

178. „Heute roth — morgen todt."

Als im Jahre 1870 die Nachricht, daß Frankreich an Deutschland den Krieg erklärt habe, unser liebes deutsches Vaterland durchzuckte, da ergriff eine bange Besorgniß alle Gemüther. Waren doch die Franzosen als tapfere, kriegs- und siegesgewohnte Soldaten bekannt, wenigstens hatten sie sich in der Krim, in Algerien etc. mit Ruhm bedeckt. Es galt daher rasches und energisches Handeln. Der König von Preußen erließ einen Aufruf an sein Volk und in wenigen Tagen stand

ein treffliches Heer auf der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Daß ein großer Kampf, eine große Entscheidung auch große Opfer an Gut und Blut kosten werde, davon war Jedermann überzeugt. Es konnte daher nicht Wunder nehmen, daß man mit Besorgniß der Entscheidung entgegen sah und daß liebende Eltern ihre hoffnungsvollen, (oft einzigen) Söhne mit namenlosem Schmerz auf den Kampfplatz eilen sahen.

In welcher Weise das deutsche Heer seine Aufgabe gelöst und das in es gesetzte Vertrauen gerechtfertigt hat, das beweisen die Schlachten von Weißenburg und Wörth, die schrecklichen Kämpfe um Metz, die Schlacht bei Sedan, die Belagerungen von Straßburg, Metz, Paris und vielen anderen befestigten Plätzen, welch' ruhmvolle Thaten mit ehernem Griffel in die Annalen der Geschichte eingetragen sind.

Welche blutige Ernte da auf beiden Seiten der Tod hielt und welche Schreckensszenen sich da den Augen darboten, das wage ich nicht zu beschreiben; unvergeßlich aber wird es für alle Jahrtausende sein, mit welcher Opferfreudigkeit unsre deutschen Soldaten in den Kampf zogen, aus welchem so viele Tausende entweder gar nicht mehr, oder als Krüppel wiederkehren sollten. Wie oft bewährte sich da die Stelle aus einem Liede des deutschen Dichters Körner:

„Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab."

Welche ernste Mahnung liegt daher für jeden Menschen in den wenigen Worten: „Heute roth — morgen todt".

Wie ernst mahnen sie uns, zu jeder Stunde auf den Tod gefaßt zu sein. Wie viele Menschen werden vom Tode ereilt in einem Augenblicke, in dem sie am wenigsten an ihn denken, zu einer Zeit, in welcher sie nach menschlicher Berechnung noch lange hätten leben können. Wie viele Menschen sind schon mitten aus dem Taumel der Lust hinweggerafft worden. Wie

viele junge Leute wurden schon vom Gift und Stachel des Todes berührt, weil sie übermüthig auf ihre strotzende Gesundheit frevelnd in den Tag hinein sündigten. Wenn der Tod einen schwachen hinfälligen Greis berührt, der, gedrückt von der Last seiner Jahre sich nach seiner Auflösung und seinem Heimgang zum Vater sehnt, da findet man daran nichts außergewöhnliches, denn es liegt ja im natürlichen Verlauf der Dinge.

Wenn aber der Tod einen Menschen hinwegrafft in der Blüthe seiner Jahre, wie die Sense des Mähers eine blühende Blume auf der Wiese, da tritt uns Gott gleichsam mit aufgehobenem Zeigefinger, mahnend und warnend entgegen, uns die ernsten Worte zurufend: „Auch du!“ Liebes Kind, du gleichst einer blühenden Rose, holdes Roth bedeckt deine Wangen, du stehst da in einer Fülle der Gesundheit, die Freude, der Stolz und die Hoffnung deiner Eltern, und morgen, ja heute noch kannst du auf der Bahre liegen, starr und kalt, entstellt, ein Opfer des Todes, und nicht allein du, sondern auch ich und wir alle. Lebet daher so, daß ihr jeden Augenblick zum Sterben bereit seid. Seid bei allen euren Handlungen ernst und bedachtsam und selbst in euren Vergnügungen so vorsichtig, daß ihr euch stets an die Worte erinnert: „Heute roth — morgen todt.“

179. „Erst besinn’s — dann beginn’s!“

Wenn Jemand ein neues Haus bauen will, das für ihn mit großen Kosten verbunden ist, so geht er mit sich selbst zu Rath, welches der beste und zweckmäßigste Bauplatz ist, wohin er den Eingang, das Wohnzimmer, das Schlafzimmer, die Küche, den Eingang zum Keller etc. verlegen soll; denn er weiß, daß ein begangener Fehler später nicht wieder gut gemacht werden kann. In diese Lage des Besinnens kommt jeder Mensch in seinem Leben wenigstens einmal und zwar hauptsächlich in

dem Momente, in welchem es sich um die Wahl seines Standes oder Berufes handelt. Da heißt es: „Erst besinn's, dann beginn's!" Ueberlege es wohl, ob deine körperlichen und geistigen Kräfte mit dem zu wählenden Berufe übereinstimmen oder nicht, damit dich nicht nach einiger Zeit die Reue beschleicht und bei dir das Sprichwort wahr wird: „Sieben Handwerke, acht Unglücke".

Allein! nicht blos bei der Wahl seines Berufes soll man sich ernstlich besinnen, sondern bei jeder Handlung. Wie man das Wort wägen muß, ehe es aus dem Munde geht, so muß man bei jeder Handlung erwägen, welche schlimmen Folgen sie haben kann; denn vorgethan und nachgedacht, hat manchen schon in großes Leid gebracht. Der Stein, den man in's Meer geworfen hat, kann möglicher Weise von einem Taucher wieder geholt werden; nie mehr aber kann eine geschehene Handlung ungeschehen gemacht werden. Wenn Jemand über einen Bach setzen will, so prüft er, ob die Breite des Baches, die Weite des Sprungs mit seiner Kraft und Behendigkeit im Verhältniß steht und lieber unterläßt er den Sprung ganz, als daß er sich der Gefahr aussetzt, den Hals zu brechen.

So vorsichtig müßt auch ihr sein, ehe ihr etwas unternehmt, denn auch ein an sich ganz unscheinbares Werk kann möglicher Weise von den schlimmsten Folgen begleitet sein.

180. „Wer etwas kann, den hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt."

Viele Dinge werden in der Welt nach dem Gewichte verkauft und viele Leute nach ihrem materiellen Reichthum geschätzt, und gar mancher schätzt sich glücklich, unter die Zahl der Banquiers und Millionäre gerechnet zu werden, obgleich schon mancher Mensch zu großem Vermögen kam so unverschuldet, wie Pontius Pilatus in's Credo.

Wenn es nun auch nicht abgeläugnet werden kann und soll, daß sich die Reichen mit ihrem Mammon Genüsse verschaffen können, von denen die Armen nichts wissen, ist es aber auch eben so gewiß, daß Reichthum nicht jenes Glück und jene Zufriedenheit schafft, wie vielleicht mancher Arme denken oder glauben möchte. Wer Glücksgüter besitzt, muß dieselben auch zu erhalten verstehen, und wer keine besitzt, ist darum noch nicht unglücklich, denn es gibt ein Capital, einen Schatz, der größeren Werth hat, als alles Geld.

Dieser Schatz ist jener Reichthum an Kenntnissen, den sich ein Mensch mit glücklichen Geistesgaben durch Fleiß und Anstrengung erwerben kann. Von solchen Leuten spricht die im Eingang angeführte Stelle, welche sagt, daß man Jemand, der etwas kann, werth hält, während den Ungeschickten Niemand begehrt. Der Geschickte ist überall anstellig und zu brauchen, der Ungeschickte dagegen ist unfähig, auch nur die einfachsten Arbeiten zu verrichten.

Wenn also Jemand mit Glücksgütern gesegnet wurde, so muß er lernen, dieselben zu erhalten und ist Jemand in dieser Beziehung leer ausgegangen, so muß er sich trösten; denn nützliche Kenntnisse haben einen ungleich höheren Werth, als klingende Münze. Diese kann durch Räuber und Diebe zu Verlust gehen, was man aber gelernt hat, kann einem Niemand rauben.

Wollt ihr also, daß man euch werth halte, so müßt ihr eure Jugend dazu verwenden, etwas Tüchtiges zu lernen.

181. „Wo das Aas ist, da sammeln sich die Raben.“

Dein Weg hat dich wohl schon an einem Orte vorüber geführt, wo die übelriechenden, stinkenden Ueberreste eines verendeten Thieres lagen, um dessen Besitz sich eine Anzahl Raben

stritten. Von Eckel erfüllt, hast du deine Nase mit dem Taschentuche zugehalten und bist schnell vorübergeeilt. Hiervon nimmt das Sprichwort Veranlassung und sagt: „Wo das Aas ist, da sammeln sich die Raben." Wie es ein thierisches Aas gibt, vor dem sich der Mensch mit Abscheu und Eckel abwendet, so gibt es auch eine sittliche Fäulniß. In diese verfällt der in Sünden und Laster versunkene Mensch, von dem sich der Allwissende und Heilige mit Abscheu wegwendet.

Wie sich nun um das thierische Aas die Raben sammeln, weil sie es lieben, weil es ihre Nahrung ist, so sammeln sich die in sittliche Fäulniß versunkenen Menschen gern um ihresgleichen.

Daher sagt man auch mit Recht: „Sage mir, mit wem du bist, (sage mir, mit wem du umgehst, wer deine Gesellschaft ist) und ich sage dir, wer du selber bist. Aus dem Umgange eines Menschen kann man daher auf seinen sittlichen Werth oder Unwerth schließen. Der Mensch kann also bildlich genommen, ein Aas und ein Rabe werden, je nachdem er durch seine sittliche Verkommenheit auch andere zu verderben sucht oder sich durch den Umgang mit schlechten Menschen verderben läßt.

Ihr sollt nun weder Aas noch Raben sein, d. h. ihr sollt weder andere durch schlechtes Beispiel verführen, noch euch von anderen verführen lassen.

Wie eine sorgsame Hausfrau jeden Tag ein paarmal jeden Schmutz und jede Unreinlichkeit aus dem Zimmer entfernt, so müßt ihr alles, was das Herz verunreinigt, aus demselben entfernen. Wie man das Aas am Gestank erkennt, so erkennt man den schlechten Menschen an seinen Reden und Handlungen.

Wenn du dich also in Gesellschaft schlechter Menschen befindest, so entferne dich von ihnen und bedenke, daß sich die Raben um das Aas sammeln.

182. „Abends vull (voll), Morgens null."

Wie in der Natur Sonnenschein und Regen, heitere und trübe Tage, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Tag und Nacht mit einander abwechseln, so soll es auch im menschlichen Leben sein: Arbeit und Ruhe sollen in entsprechender Weise mit einander abwechseln.

Nun gibt es Menschen, die sich vor lauter Habsucht keine Ruhe gönnen, und wieder andere Menschen, welche vor lauter Faulheit nicht zur Arbeit kommen. Beides taugt nichts, sondern auch hier ist, wie überall, die goldene Mittelstraße das beste.

Nach des Tages Last und Mühen gebührt dem Manne auch eine Erholung; diese kann man im Kreise seiner Familie zu Hause, wohl auch im Kreise guter Freunde bei einem Glas Bier oder Wein suchen und finden.

Da nun der Tag zur Arbeit und die Nacht zur Ruhe bestimmt ist, so kann der Abend zur Erholung verwendet werden.

Wenn nun des Guten dabei zu viel gethan wird, wenn es im Oberstübchen schwer wird und der untere Stock seinen Halt verliert, wenn der Mann Abends vull ist, so ist der andere Morgen null, nichts. Der Zustand nach einem Rausche heißt, wie ihr wisset, Katzenjammer oder Kater, und äußert sich wegen des körperlichen Unwohlseins haupsächlich durch Unlust an der Arbeit. Leidet also die Kasse durch den Rausch Noth, so geht es den Tag darauf nicht viel besser, weil nichts gearbeitet werden kann.

Gönnet euch also im Alter eine Stunde der Erholung im Kreise aufrichtiger Freunde, trinket ein Glas Bier, thut aber des Guten nicht zu viel und wenn man euch verführen will, euch einen Haarbeutel oder Rausch zu trinken, so denket an das Sprichwort: „Abends vull (voll), Morgens null. Null in der Tasche, null bei der Arbeit und null im Kopfe.

183. „Eigener Herd ist Goldes Werth.“

Der Herd bezeichnet den inneren Theil des Hauses, den eigentlichen Ort der Niederlassung und ist also das Symbol der Heimath und trauten Häuslichkeit. Zunächst berührt also das angeführte Sprichwort den hohen Werth, das unschätzbare Gut der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von anderen Leuten. Der Knecht hat selten einen eigenen Herd und wenn er auch gut zu leben und keine Nahrungssorgen hat, so ist doch der arme Taglöhner, der einen eigenen Herd hat, besser daran, auch selbst dann, wenn er sein Leben nur ganz nothdürftig fristet. Der trauten Heimath, dem eigenen Herd, ist die Fremde entgegen gesetzt. In der Fremde muß nämlich der Mensch gar manches erdulden und entbehren und bei allem dem steht er allein da, er hat Niemand, der ihn ermuntert, tröstet, aufrichtet u. dgl. Eben so wichtig ist der eigene Herd, das eigene Heim, gegenüber der Plage in Miethwohnungen, wo die Leute oft den Launen der Hausleute oder Miethherrschaft, den Steigerungen der Miethe, unvermutheten Kündigungen und sonstigen Chikanen ausgesetzt sind. Mit vollem Recht sagt daher das im Eingang angeführte Sprichwort: „Eigener Herd ist Goldes Werth.“ Wenn nun der eigene Herd ein so unschätzbar hohes Gut ist, so wird gewiß Jedermann die hohe Lust fühlen, seinen eigenen Herd zu gründen und da hat er auch recht.

Die Gesetzgebung des deutschen Reiches hat dieses in neuerer Zeit bedeutend erleichtert, während es noch vor wenigen Jahren von dem Besitze eines bestimmten Vermögens abhängig war. Jeder junge Mann soll sich daher bemühen, durch Fleiß ein geistiges Kapital zu sammeln und sich durch ein solides, männliches und charaktervolles Benehmen das Vertrauen und die Achtung seiner Mitbürger zu erwerben, dann wird auch er fühlen, daß eigener Herd Goldes Werth ist.

184. „Die Gedanken sind zollfrei."

Unser liebes deutsches Vaterland hat verschiedene Zölle oder Abgaben: Pflasterzölle, Brückenzölle, Straßenzölle, Wasserzölle, Ein- und Ausfuhrzölle u. dgl. m. Zölle bestanden schon bei den Griechen und Römern und waren damals meistens verpachtet.

Im Mittelalter bildeten sich die Zölle zu einem Regale oder Hoheitsrechte aus, welches in Deutschland dem Kaiser zustand. Die zur Erhebung solcher Zölle aufgestellten Behörden nennt man „Zollämter", — die Plätze, wo die Zölle erhoben werden, nennt man Zollstationen. Die Zollbeamten haben darüber zu wachen, daß die dem Zoll unterstellten Waaren beim Ein- oder Ausgang über die Landesgrenze nach dem Zolltarif entsprechend verzollt werden. Unterlassungen und Zuwiderhandlungen werden nach dem Zollstrafgesetz geahndet.

Die strenge Handhabung der Zollgesetze hat manche Belästigungen für das reisende Publikum im Gefolge, von denen ich aber aus Sittlichkeitsrücksichten nicht sprechen kann und darf.

Von den Gedanken aber sagt das Sprichwort, daß sie zollfrei seien, d. h. daß sie keiner Controlle unterstehen, daß man von ihnen keine Rechenschaft zu geben braucht. Nur äußere wahrnehmbare Verletzungen des Gesetzes — Worte und Handlungen — können zur Rechenschaft gezogen werden.

Obgleich nun die Gedanken zollfrei sind und der Mensch seiner Denkungsweise wegen nicht zur Rechenschaft gezogen werden kann, so soll man doch von jedem Menschen, so lange man nicht vom Gegentheil überzeugt ist, Gutes denken.

Wie aus dem kleinen unscheinbaren Fünkchen eine Flamme, ja sogar ein großer Brand entstehen kann, so kann aus dem argwöhnischen Gedanken ein unbedachtes verletzendes Wort werden und der zollfreie Gedanke hat eine verkörperte Gestalt angenommen, wegen welcher er zur Verantwortung, Rechen-

schaft und Strafe gezogen werden kann. Gewöhnt euch also, von jedem Menschen Gutes zu denken, so lange ihr könnt. Böse Gedanken sind wohl zollfrei aber nicht höllenfrei.

185. „Selbst ist der Mann!"

Zwischen der Geburt eines Knaben und seinem Eintritt als Mann in's öffentliche Leben liegt eine große Strecke. Arm und hülflos wird er als Kind den Eltern in die Arme gelegt und unter Kummer, Sorgen und Schmerzen mancher Art verstreichen die ersten Lebensjahre. Ist die Kindheit unter Spiel und Frohsinn vorübergegangen, dann tritt schon mit der Schule der Ernst des Lebens an den Knaben heran. Dem frohen Spiele folgt anstrengende Thätigkeit, der ihm lieb gewordenen Freiheit und Ungebundenheit folgt strenger Gehorsam und strikte Unterwerfung unter die Schuldisziplin, er muß aufmerksam, mit seinen Kräften die Wirksamkeit des Lehrers unterstützen, er muß mit einem Worte eingezogen, sittsam, brav und fleißig sein. Zum Jüngling herangewachsen trifft viele das Loos zu den Waffen, wo eine noch strengere Zucht, eine eiserne Disziplin herrscht. Doch auch diese Jahre gehen in Friedenszeiten, wenn auch nicht ohne große Beschwerden und Anstrengungen, bald vorüber.

Endlich ist die Zeit gekommen, in welcher er als Mann in das öffentliche Leben eintritt, er wird Staatsbürger und das Haupt einer Familie — Familienvater. Das Sprichwort sagt nun: „Selbst ist der Mann." Diese wenigen Worte bergen einen ungemein tiefen Sinn. Vor allem soll der Mann auf seinen eigenen Füßen stehen; er soll etwas Tüchtiges können und gelernt haben, damit er sich nicht auf den Rath, die Hülfe und Unterstützung anderer Leute verlassen muß. Ferner soll sich der Mann bei seinen Arbeiten nicht auf seine Gesellen, Dienstboten u. dgl. verlassen, sondern er muß der

erste und letzte bei der Arbeit, er muß die Seele des Geschäfts sein.

In der Familie muß der Vater, der Mann, Herr im Hause sein, nicht das schwache Weib. So wenig der Mann seinem Weibe brutal entgegen treten darf, so wenig darf er leiden, daß sich das Weib Rechte anmaßt und Handlungen erlaubt, welche Sache des Mannes sind. Auch in politischen Dingen darf sich der Mann seine Selbstständigkeit nicht beeinträchtigen lassen. Ich erinnere nur an die Wahlen, bei denen sich oft die Männer wie Kinder am Gängelband herumführen lassen.

Dem frisch gepflanzten Bäumchen gibt man einen Pfahl als Stütze, dem schwachen Kind eine Amme, welche es führt. Der Mann ist aber weder ein schwankendes Bäumchen, noch ein schwaches Kind, er ist Mann und als solcher muß er auf eigenen Füßen stehen und mit eigenen Kräften handeln. Jeden unberechtigten Einfluß muß er zurückweisen mit der Devise: „Selbst ist der Mann!"

186. „Wer es nicht nöthig hat, der diene nicht!"

Man unterscheidet im bürgerlichen Leben Hohe und Niedere, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Adelige und Bürgerliche, Herren und Diener. Daß ein vornehmer, reicher Mann, der sich Diener nehmen und von ihnen bedienen lassen kann, es besser hat, als ein Diener, der bei knappem Lohn und schwerer Arbeit oft noch die Launen eines harten Herrn ertragen muß, ist gewiß. Darum sagt das Sprichwort: „Wer es nicht nöthig hat, soll nicht dienen." Dieses Sprichwort ist nicht so ganz stichhaltig, denn wenn alle befehlen und keiner gehorchen oder dienen wollte, so könnte die Welt nicht bestehen. Auch die hohen und höchsten Staatsbeamten sind einem höheren, alle aber dem König oder Landesherrn, dieser aber

dem höchsten Herrn im Himmel als Diener untergeben, ohne daß dieselben aber über ein hartes Loos zu klagen haben werden. Das im Eingang angeführte Sprichwort will also an das harte Loos der unteren dienenden Klasse erinnern, der es, wie schon einmal gesagt, bei all ihrem guten Willen und bei allem Fleiß oft recht schlecht geht. Wenn es nun ohne Zweifel um das Dienen, um das Loos der Dienstboten etwas recht hartes ist, so sollte es doch allen Herrschaften aus Menschenfreundlichkeit darum zu thun sein, das Loos ihrer Dienstboten und Diener so viel als möglich zu erleichtern. Auch die Dienstboten sind Menschen, sie haben Gefühl für Körper- und Seelenleiden und oft deckt eine rauhe, harte Schale einen guten Kern. Wenn daher Dienstboten ihr Loos geduldig und mit Ergebung in Gottes Willen ertragen und dabei alles aufbieten, ihre Pflicht zu erfüllen und wenn auch die Dienstherrschaften das Ihrige thun, ihre Diener und Dienstboten menschenfreundlich zu behandeln, so wird das Verhältniß zwischen Herr und Diener, zwischen Herrschaften und Dienstboten ein freundliches und erträgliches sein.

187. „Viele Handwerke verderben den Meister."

Es gibt reichbegabte Menschen, welche in mehreren Gewerben und Künsten Ruhm erlangt haben; aber das sind seltene Erscheinungen, Ausnahmen. Bei weitem die meisten sind mit ihren Geistesgaben und Körperkräften auf ein Ziel angewiesen und dieses mit allem Ernste und ungetheilter Aufmerksamkeit zu verfolgen, muß ihre Lebensaufgabe sein. In der Beschränkung liegt dann der Erfolg. Durch den Wechsel der Richtung und durch die damit verbundene Theilung der Zeit und der Kräfte wird der Erfolg um so sicherer vereitelt, je mehr es Beschäftigungen sind, welche Jemand wählt. Willst du einen bestimmten Ort erreichen, so gehst du gewiß nicht nach

einigen Meilen zurückgelegten Weges wieder an den ursprünglichen Ort zurück, um eine neue Richtung einzuschlagen. So soll man auch bei dem einmal erwählten Beruf bleiben, denn man darf doch voraussetzen, daß Jemand seine Wahl nicht unbedacht oder unbesonnen getroffen hat. Fängt Jemand ein neues Handwerk an, oder mehrere nach einander, so wird er immer wieder ein Lehrling, während er Meister sein könnte, wenn er beim ersten geblieben wäre. Das im Eingang stehende Sprichwort könnte auch auf eine unrichtige Weise aufgefaßt und gedeutet werden, wenn nämlich Jemand denken wollte, er könnte sich mit einer ganz einseitigen Bildung begnügen und brauchte außer dem von ihm erwählten Fache sonst nichts Gutes und Schönes zu lernen. So ist das Sprichwort nicht zu verstehen.

Bleibet also bei dem von euch gewählten Gewerbe und Berufe und widmet ihm eure ganze Kraft. Ihr wißt ja, daß jedes Handwerk einen goldenen Boden hat, wenn man es nur in der rechten Weise treibt.

188. „Dem Glück ist Niemand stark genug."

Ihr habt wohl schon in der Zeitung gelesen, wie ein starker Mann andere zum Ringkampfe herausforderte und demjenigen einen Preis versprach, der ihn überwältigte. Ihr werdet auch aus eurem Schulunterricht schon von den als Volksbelustigungen in Spanien üblichen Stierkämpfen gelesen haben, zu denen sich gewiß nur die kräftigsten und muthigsten Kämpen wagen.

Vom Glück aber sagt das Sprichwort, es sei ihm Niemand stark genug, und das ist eine unumstößliche Wahrheit.

Großes Glück verleitet nämlich zur Selbstüberschätzung; was eine Gabe des Zufalls ist, schreibt der Glückliche gerne

seinem eigenen Verdienste zu. Das Glück erzeugt oft Uebermuth, die Meinung, als müsse alles, was unternommen wird, einen günstigen Ausgang nehmen. Nicht selten macht das Glück die Menschen hochmüthig, so daß sie mit Geringschätzung auf andere Menschen niederschauen, welche in weniger glücklichen Verhältnissen leben. Güter, welche ohne große Mühe und Anstrengung zufallen, werden leicht mißbraucht, auf thörichte Weise vergeudet. Man hört daher oft sagen, daß das Glück einen Menschen zum Narren mache. Mäßigung ist eine schwere Tugend und alles in der Welt läßt sich leichter ertragen, als das Glück.

Krösus, der letzte König von Lydien, war so reich, daß man noch jetzt jeden reichen Mann einen Krösus nennt. Stolz auf den Besitz seiner unermeßlichen Reichthümer ergab er sich einer ausschweifenden Prachtliebe und nahm es daher dem weisen Solon sehr übel, daß ihm dieser sagte, es sei kein Mensch vor seinem Tode glücklich zu schätzen. Doch nur zu bald mußte er erfahren, daß Solon wahr gesprochen habe. Sein geliebter Sohn wurde aus Versehen auf der Jagd getödtet, er selbst aber in einer unglücklichen Schlacht geschlagen und zum Scheiterhaufen verurtheilt.

Polykrates, Tyrann der Insel Samos, (etwa 530 Jahre vor Christus), hatte bei allen seinen Unternehmungen ein so außerordentliches Glück und erwarb sich so unermeßliche Schätze, daß der ägyptische König Amasis, mit welchem er in einem Freundschaftsbündnisse stand, ihn aufforderte, den Göttern bei so ungewöhnlicher Gunst des Schicksals ein freiwilliges Opfer zu bringen. Polykrates warf daher sein liebstes Kleinod, einen kostbaren Siegelring, in's Meer; allein schon nach wenigen Tagen fand man denselben wieder in den Eingeweiden eines Fisches, der ihm wegen seiner seltenen Größe zum Geschenk gemacht worden war. Auch Polykrates mußte die Wandelbarkeit des Glückes erfahren. Als er sich in den Besitz Joniens

und der umliegenden Inseln setzen wollte, lockte ihn der persische Satrap Orontes hinterlistig zu sich und ließ ihn an's Kreuz schlagen.

Philipp, König von Macedonien, (640 v. Chr.) bat, als ihm zu gleicher Zeit drei glückliche Ereignisse gemeldet wurden, die heidnischen Götter, sie möchten ein mäßiges Unglück über ihn kommen lassen, damit ihn das Glück nicht übermüthig mache.

Es ist also ein inhaltsschweres Wort: „Dem Glück ist Niemand stark genug.“ Welche Kraft muß also nothwendig sein, um das Glück mit Gleichmuth zu ertragen! Vielleicht lächelt auch manchen aus euch das Glück, vielleicht ist auch mancher von euch zu einem besonderen Günstling des Glückes ausersehen. Lasset euch daher von dieser schweren Last nicht zu Boden drücken. Werdet nicht übermüthig und stolz, gedenkt in eurem Glücke an die nothleidenden Nebenmenschen, blickt nicht mit Geringschätzung und Verachtung auf andere herab und wendet euren Reichthum dazu an, den Armen recht viel Gutes zu thun.

Denn alle Schätze der Erde muß man zurücklassen, was man aber den Armen diesseits Gutes gethan, das will Gott jenseits so belohnen, als habe man es ihm selbst gethan.

189. „Müssiggang ist eine schwere Arbeit.“

Ihr wisset, daß das Wesen des Müssigganges darin besteht, gar nichts zu thun. Darum nennt man ja einen Müssiggänger auch Faulenzer oder Bärenhäuter. Ihr werdet also staunen, wenn das Sprichwort sagt, daß Müssiggang eine schwere Arbeit sei. Und doch ist dasselbe ganz richtig und wahr. Denn wer nicht mit der Ausübung eines Berufes, mit einer körperlichen oder geistigen Arbeit beschäftigt ist, muß doch seine Zeit mit etwas ausfüllen. Womit denn nun? Mit beständiger Ruhe? Unmöglich; denn zum Leben gehört Bewegung.

Mit den Freuden der Tafel, mit Wohlleben, Essen und Trinken? Auch nicht, denn diese Freuden können nur auf wenige Stunden dauern, weil Uebermaß Eckel erzeugt. Erholung kennt der Müssiggang nicht, weil weder Arbeit noch Anstrengung vorausgegangen ist.

Welcher erfinderische Geist gehört also dazu, die Langeweile zu verscheuchen, welche der Müssiggang erzeugt!

Bei dieser Verlegenheit, wie die Stunden hinzubringen und zu tödten sind, tauchen böse Gedanken auf, der Müssiggänger verfällt demnach in manche Thorheiten und Laster. Nicht immer ist aber Ruhe, Freiheit von öffentlichen Aemtern oder gewerblichem Berufe 2c. Müssiggang. Viele ehrenhafte Männer haben den größten Theil ihres Lebens durch angestrengte Arbeit dem Wohl des Vaterlandes gewidmet. Daß solchen verdienten Männern ein heiterer, ruhiger Lebensabend gebühre, wird wohl Niemand bestreiten wollen, so wenig, als solche Männer überhaupt als Müssiggänger bezeichnet werden wollen. Und selbst diesen Männern hält es schwer, ihr Alter ganz der Ruhe zu widmen; sie lesen, sie machen sich leichte Beschäftigungen mit Blumenzucht u. dgl., sie machen Reisen, nehmen Fremde auf 2c. Was sollt nun ihr aus dem angegebenen Sprichwort lernen? Ihr sollt euch von Jugend auf gewöhnen, keinen Augenblick müßig zu sein; jede Stunde eures Lebens soll einer nützlichen Thätigkeit gewidmet sein.

190. „Geld regiert die Welt."

Die einzelnen Länder der alten und neuen Welt werden theils von Königen, Kaisern, Fürsten und Präsidenten regiert; das Sprichwort aber sagt: „Geld regiert die Welt." Das Geld ist allerdings eine Macht, mit welcher man vieles ausrichten kann, aber nicht alles. Mit Geld kann man ganze Provinzen kaufen und cultiviren, die prächtigsten Gebäude, ja

ganze Städte erstehen lassen, ganze Länder durch Eisenbahnen und Straßen auf und unter der Erde mit einander verbinden, mit Geld kann man die entferntesten Gegenden der Erde bereisen, Wüsteneien in lachende Gefilde und paradiesische Anlagen verwandeln; für Geld kann man sich die Genüsse und Erzeugnisse der fernsten Länder verschaffen, für Geld kann man sich Vergnügungen bereiten, von denen ein Armer oft keine Ahnung hat. Nur das beste kann man sich für Geld nicht kaufen: Gesundheit und Zufriedenheit. Ja, man darf sogar behaupten, daß gerade diese 2 höchsten Güter am seltensten bei den Reichen getroffen werden.

Ein anderes ähnliches Sprichwort sagt: „Gold probirt die Welt". Wie man nämlich an einem Steine die Aechtheit des Goldes probirt, so kann das Gold zu einem Probirstein für die Gesinnung des Menschen werden. Der schlechte, tiefgesunkene und verkommene Mensch ist bestechlich und, mit Geld geködert, zu allem Schlechten fähig. Der rechtschaffene Mann aber weist jede Versuchung mit Entrüstung zurück, auch selbst dann, wenn er arm wäre und wenn er sich durch Geld in eine glücklichere Lage versetzen könnte. Die Ursache des Falles ist für viele Menschen ihre grenzenlose Habsucht.

Das Geld verleitet manche Leute zu falschen Eidschwüren, zum Treubruch, zum Abfall vom Glauben, zur Verletzung ihrer Pflicht und so weiter.

Hütet euch also vor der Habsucht und glaubet nicht, daß großer Reichthum glücklich mache, oder mit anderen Worten, daß Geld die Welt regiert.

191. „Ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande."

Propheten waren im alten Bunde Männer, welche in Folge göttlicher Eingebung verschiedenes vorhersagten. Das Sprich-

wort sagt nun, daß ein Prophet nirgends weniger gelte, als gerade in seinem eigenen Vaterlande. Dieses Sprichwort deutet auf die Macht des Vorurtheils.

Wer als Verkündiger einer neuen Lehre auftreten will, wird unter seinen Landsleuten auf die meisten Hindernisse stoßen. Die gewöhnlichen Menschen sehen nur die äußeren Verhältnisse an und nach diesen bestimmen sie den Werth einer Person. Wer unter ihnen aufgewachsen ist, von dem können sie nichts Außergewöhnliches erwarten. Daher sind sie mit ihrem Urtheil schnell fertig: „Was, dieser will unser Lehrer sein? Weiß nicht jeder, wo er her ist?" Ganz anders fällt das Urtheil aus, wenn es heißt: „Dieser kommt aus der Fremde". Anders verhält es sich mit den sogenannten kleinen Leuten. Diese können sich draußen nicht behaupten, dagegen werden sie in der Heimath von Ihresgleichen unterstützt und gehalten. Einer braucht, einer lobt, einer empfiehlt den andern.

Merket euch daher folgende gute Lehren: Man soll gegen Niemand weder mit einem günstigen, noch mit einem ungünstigen Vorurtheile erfüllt sein. Man muß das Gute anerkennen, wo man es findet, ohne Rücksicht auf die Person, die es hat, die es trägt, von welcher es herkommt. Guter Wein ist auch in einem irdenen Gefäße ein köstlicher Labetrunk, ebenso wie Essig, auch aus goldenem Geschirre genossen, den Mund verzieht. Man muß aber das Gute nicht blos anerkennen, sondern auch unterstützen. Wer es blos anerkennt, bleibt auf halbem Wege stehen. Wer aber das Gute unterstützt, ihm Geltung verschafft und Bahn bricht, der ehrt auch den Propheten in seinem Vaterlande.

192. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

Wenn im Monat Mai die Bäume in Blüthe stehen und ein reiches Obstjahr versprechen, da freuen sich die Kinder schon

im Voraus auf all die guten Aepfel und Birnen, Zwetschgen, Pflaumen, Nüsse, Aprikosen u. dgl. und sie können die Zeit nicht erwarten, in welcher sie das Obst nach Belieben genießen dürfen. Wenn die Bäume recht voll hängen, fallen vor der Zeit schon viele Früchte ab, die man dann unter den Bäumen auflesen kann. Das Sprichwort sagt: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“ — und ist einem andern ähnlich: „Wie die Alten summen, so zwitschern die Jungen“. Sehr oft trifft es zu, daß Kinder ihren Eltern ähnlich werden, daß also ungerathene, schlechte Eltern auch solche Kinder haben; allein! es ist keine Regel ohne Ausnahme. Nehmt einen Baum an, der an einem ganz steilen Abhang steht, der Apfel wird nicht unter dem Baume liegen bleiben. Auch Sturm und Wind können einen Apfel weit vom Stamme weg treiben.

Auf ähnliche Weise führt das Geschick manche Kinder vom elterlichen Hause fort und nicht selten entwickeln sie sich dann, dem schlechten Beispiel entrückt, auf eine ganz andere Weise, als nach der Abstammung zu erwarten war. Die Neuzeit insbesondere hat in den Rettungshäusern eine erprobte Einrichtung geschaffen, die, der Gefahr der Verführung ausgesetzten Kinder in Schutz zu nehmen und sie zu guten und brauchbaren Menschen heranbilden zu lassen. Die Besserung manches Menschen ist auch schon später eingetreten. Mancher Sohn hat sich an seinem Vater ein warnendes Beispiel genommen und dieser hat ihn auf bessere Wege geführt.

Auch die Umwandlungen sind zu erwähnen, welche die Nachkommenschaft der Deportirten erfahren hat. Zwang und Aufsicht leiteten sie zur Arbeit und Thätigkeit an, dieselbe wurde ihnen zur Gewohnheit, ja sogar zur Lust, und so geschah es, daß die Nachkommen von Verbrechern tüchtige Glieder der menschlichen Gesellschaft wurden. Man soll also an keinem Menschen den Muth verlieren; der Gnade Gottes ist ja alles möglich.

193. „Man lebt nur einmal in der Welt."

Alle Handlungen der Menschen theilen sich in solche, welche man mehrmals und solche, welche man nur einmal begeht. Das Essen z. B. ist eine Handlung, welche man des Tags 2 bis 3mal verrichtet; jeden Tag gibt es Morgens ein Erwachen, Abends ein Einschlafen, doch gibt es auch Vorgänge im Leben, die sich nur ein einzigesmal ereignen: der Mensch wird nur einmal geboren, er stirbt nur einmal, der Christ wird nur einmal getauft ꝛc. Das im Eingang erwähnte Sprichwort wird nun auf verschiedene Weise ausgelegt.

Der Strebsame z. B. denkt: Mein Leben ist kurz, meine Aufgabe dagegen groß; ich muß daher meine Zeit wohl anwenden, um mir möglichst viele Kenntnisse zu sammeln, viel Gutes zu schaffen, mir einen Ruf zu erwerben, mir ein ehrendes Andenken zu sichern.

Der Harmlose denkt: Man muß die Gelegenheit ergreifen, wo sie sich bietet, um die, jedem Lebensalter zukommenden Freuden zu genießen. Man ist nur einmal jung, man lebt nur einmal. Wohlan! ich gönne mir jede Freude, welche ich nur genießen kann. Was Kunst und Natur, der Umgang mit Freunden mir bietet, ich nehme es hin, ich pflücke die Rosen, so lange sie blühen.

Der Besonnene dagegen, welcher den Werth des Lebens am höchsten zu schätzen weiß, sagt zu sich selbst: Ich lebe nur einmal, also muß ich mein Leben durch Ordnung und Mäßigkeit zu erhalten und zu verlängern suchen und sollte mir auch nur ein kurzes Leben beschieden sein, so will ich es wenigstens nicht durch meine eigene Schuld verderben. Jeden Tag will ich so leben, als wäre es der letzte meines Lebens.

Auch jedes von euch Kindern lebt nur einmal, die Jugend aber ist nur die Vorbereitung zum eigentlichen Leben, die Aussaat, die erst nach Jahren Früchte trägt. Bereitet euch also

auf euer zukünftiges Leben mit Ernst und auf eine würdige Weise vor. Dann werdet ihr auch so leben, daß ihr euch nicht den Vorwurf machen könnt, vergebens, also gar nicht gelebt zu haben.

194. „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst."

Nach der gewöhnlichen Uebung im menschlichen Leben ist bei gleichen Befugnissen und Ansprüchen derjenige im Vortheil, welcher zuerst am Orte eintrifft. Wer sein Getraide zuerst zur Mühle bringt, bekommt es zuerst gemahlen, oder der Müller müßte auf einen Schwager, auf einen Gevattermann oder sonst auf eine begünstigte Person Rücksicht nehmen und dieselbe bevorzugen. Das im Eingang angeführte Sprichwort ist schon in einem Buche des 13. Jahrhunderts, im Schwabenspiegel enthalten.

Eine andere Auslegung führt mahlen auf „Mahl", d. i. öffentliche Versammlung, Gerichtsstätte, zurück. Demnach wäre der Sinn dieser: „Wer zuerst bei Gericht erscheint, muß vom Richter zuerst gehört werden."

Bei der Anwendung des gedachten Sprichwortes im bürgerlichen Leben ist besonders der Wettkampf um Gewinn und Verdienst verstanden.

Wer zuerst seinen Vortheil erkennt und wahrnimmt und die Gelegenheit benützt, ist im Vortheil gegen jenen Menschen, der sich erst lange besinnt, lange wählt und zaudert, die ungeeigneten Mittel wählt, zu spät kommt u. dgl.

Die Schätze Indiens fielen zumeist jenen Handelsvölkern zu, welche zuerst Fahrten dahin unternommen haben.

Die reichste Ausbeute in Californien und Australien machten die ersten Goldgräber.

Welche Anwendung findet das Sprichwort auf euch, Kinder? Gar manche unter euch denken: „Zum Lernen habe ich noch

lange Zeit, wenn ich einmal groß bin". Ein anderer lernt schon fleißig in seiner Jugend. Welcher von beiden wird es wohl zuerst zu etwas bringen? Gewiß derjenige, der zu rechter Zeit anfängt, etwas Tüchtiges zu lernen. Hast du eine Arbeit, so verschiebe sie nicht. Nehme bei jeder Gelegenheit deinen Vortheil wahr und zwar zu rechter Zeit. Dazu gehört ein offener Blick, ein heller Kopf.

195. „Noth kennt kein Gebot. Noth bricht Eisen."

Noth bezeichnet im Allgemeinen den Zustand der Verlegenheit, der Entbehrung und der drohenden Gefahr. Wer sich in diesem Zustande befindet, fühlt sich gedrungen, auf Befreiung und Rettung zu sinnen. Denkt euch ein Schiff, das auf offenem Meere in Brand gerathen ist; es feuert Nothschüsse ab, um entfernte Schiffe aufzufordern, zur Hülfeleistung herbeizueilen. Denkt euch einen einzelnen Wanderer, der in einem dichten Walde von mehreren Wegelagerern angegriffen und bedrängt wird! Er ruft, so laut er kann, um Hülfe, er bietet alle Kräfte auf, um sein Leben zu retten, er sucht durch List zu ersetzen, was ihm an Kraft abgeht. Die Noth treibt nun manchen Menschen:

1. *zur Uebertretung der Gebote der Religion und der bürgerlichen Ordnung.* Diese sprechen zwar: „Du sollst nicht! es ziemt sich nicht 2c."; allein! die Noth ist gebieterisch, sie verscheucht Furcht und Scham, sie treibt zur *Nothwehr*, zur *Nothlüge*, zu *Vergehen* und *Verbrechen*.

Es gibt eine *Nothwehr*, dieselbe gestattet, was sonst nicht erlaubt, ja sogar strafbar wäre. Noth sucht Brod. Denkt euch in die Lage eines Mannes, der z. B. 8 bis 10 lebendige Kinder, aber kein Brod für sie hat, aber auch kein Geld, solches zu kaufen und keine Arbeit, um einige Kreuzer zu verdienen.

Die Noth treibt ihn, einen Laib Brod oder sonst etwas zu stehlen, um seine Kinder vom Hungertode zu erretten.

2. **Die Noth treibt den Menschen zur Anstrengung seiner äußersten Kraft.** Selbst das harte Eisen kann gebrochen, das Schwerste kann überwunden werden. Die Willenskraft des Menschen in der Noth wandelt seine ganze Natur um. Die meisten Menschen, welche etwas Bedeutendes geleistet haben, verdanken die Anregung dazu den Tagen der Noth. Wie viele Kinder wurden schon aus dem Wasser und Feuer gerettet von Menschen, denen man einen solchen Muth nicht zugetraut hätte.

Der deutsche Dichter Jean Paul sagt: „Noth ist die Mutter der Künste, aber auch die Großmutter der Laster". Noth kann also den Menschen zum Guten anspornen, ihn aber auch in die Arme des Lasters, in die Fallstricke des Teufels treiben. Wenn ihr einmal in Noth kommt, verliert die Gegenwart des Geistes, das Vertrauen auf Gott nicht. Lasset euch aber auch nie durch Noth zu einer schlechten That verleiten!

196. „Wer nicht malen kann, muß Farbe reiben."

Malen ist die Kunst, natürliche Gegenstände durch Farben und Pinsel täuschend nachzubilden, nachzuahmen. Von zwei großen Malern erzählt man sich, daß der eine eine Traube so täuschend an die Wand gemalt habe, daß die Vögel gekommen seien, um sie zu genießen. Der andere aber habe über diese Traube ein Garn gemalt, so täuschend, daß der erste es in die Finger nehmen und hinweg ziehen wollte. Es wäre nun traurig in der Welt bestellt, wenn alle, die nicht malen könnten, **Farben reiben** müßten. Das Sprichwort ist also in **bildlichem Sinne** zu verstehen. Zu jeder Kunst gehört Talent, Anlage, Anleitung, Unterricht und Fleiß. Wem es auch nur an **einem** dieser Stücke fehlt, der wird kein Maler und kein Künstler

werden, der muß sich also mit untergeordneten Dingen beschäftigen, er muß Farbe reiben.

Ist nun Jemand das Talent versagt, oder hat er keine Gelegenheit zu seiner Ausbildung gehabt, so liegt die Schuld nicht an ihm, wenn er kein Künstler ist. Hat er es aber zu rechter Zeit an Fleiß und Anstrengung fehlen lassen, so muß er nicht sein Geschick, sondern sich selbst anklagen. Wenn ihr, Kinder, auch keine Maler werden sollt, so soll doch jedes von euch den Posten mit Ehren ausfüllen, den es sich im Leben gewählt hat. Zu allem wird nun der Grund in der Jugend gelegt und zwar durch einen gediegenen Schulunterricht, der jedem Kinde ohne Ausnahme geboten wird. Nun haben aber gar viele Kinder einen Abscheu gegen das Lernen, weil es mit geistiger Anstrengung verbunden ist. Andere Kinder haben an Haus- und Feldarbeiten eine größere Lust, als am Lernen. An euch liegt es nun, ob etwas Tüchtiges aus euch wird, oder nicht. Lernt ihr fleißig, so werdet ihr geschickt; seid ihr faul und träg, so wird eurer Lebtag nichts aus euch werden und ihr werdet immer nur untergeordnete, gewöhnliche, grobe Arbeiten verrichten müssen.

197. „Wer säet — der mähet."

Der natürlichen Ordnung der Dinge entsprechend folgt auf das Säen seiner Zeit das Mähen, auf die Saat die Ernte. Nur derjenige wird also mähen, der nicht versäumt hat, zu säen. Indessen fehlt es auch hier nicht an Ausnahmen. Eine Saat kann durch Hagelschlag und Ueberschwemmung vernichtet werden und auf dieselbe folgt dann gar keine Ernte. Der Besitzer kann sterben oder verderben und es mäht dann ein anderer als der, welcher gesäet hat. Auch in sittlicher Hinsicht ist jeder Mensch ein Säemann; der eine säet guten Samen, der andere Dornen und Disteln. Wer

guten Samen gesäet hat, wird auch gute Früchte ernten; wer nur Dornen und Disteln gesäet hat, wird nur Unkraut ernten. Die Ernte ist nun eine zweifache: man erntet schon in der Zeitlichkeit, erntet aber auch in der Ewigkeit. Der Lügner erntet schon diesseits seinen Lohn: er verliert allen Glauben.

Der Unmäßige und Trunkenbold zerstört seine Gesundheit und verkürzt sein Leben; der Verschwender vergeudet seine zeitlichen Güter und stirbt meistens am Bettelstab. Den Faulen und Trägen beißen, wie man im Sprichwort sagt, die Läuse; der Einfältige erntet den Spott seiner Mitmenschen ꝛc. Wer guten Samen säet, wird auch gute Früchte ernten. Der gute Mensch steht in Achtung bei Gott und den Menschen, es geht ihm gut in dieser, ganz gewiß aber in jener Welt. Er trägt den Himmel hier schon im Herzen und dort in der Ewigkeit wird ihm die Anschauung Gottes zu Theil. Wer wollte nun noch so thöricht sein, Unkraut und Disteln zu säen? Welcher Bauer wird so unklug sein, unter seinen schönen Waizen Disteln zu säen? So unklug wie ein solcher Bauer handelt ein Mensch, der Handlungen begeht, die nach menschlicher Berechnung schlechte Früchte tragen müssen. Wollt ihr also, daß euch eine gute Ernte erfreue, so müßt ihr zu rechter Zeit eine gute Aussaat bestellen.

198. „Unter'm Krummstab ist gut wohnen."

Die Infula oder der Krummstab ist ein etwa 1½ Meter langer Stab, welcher oben in eine schneckenförmige Krümmung ausläuft. Dieser Krummstab ist das Symbol des geistlichen Hirtenamtes, insbesondere gehört er zu den Insignien eines Bischofs und Abtes.

Das Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen", stammt aus einer Zeit, in welcher die Bischöfe und Aebte auch

weltliche Fürsten waren und daher als solche die weltliche Regierung eines wenn auch kleinen Landes zu leiten hatten. An dem geistlichen Regimente rühmte man insbesondere die Milde. Die Abgaben waren nicht sehr groß, sie wurden nicht mit unerbittlicher Strenge beigetrieben, sie wurden gestundet, es wurde Nachsicht gegeben, manchesmal wurde von den Abgaben ein Theil, bei armen Leuten wurden sie ganz nachgelassen.

Die Unterthanen erfreuten sich also meist eines behaglichen Lebens, obwohl auch Ausnahmen vorkamen, die das Gegentheil bewiesen. Auch in rechtlicher Beziehung hatte das angegebene Sprichwort eine besondere Bedeutung. Während andere Lehen (Besitzungen, die nur vorübergehend einer Familie gehörten) in der Regel an dem Mannsstamme hafteten, gab es bei den geistlichen Fürstenthümern sogenannte Kunkellehen, Lehen, Besitzungen, welche auch auf Frauen übergingen. Dadurch erhielten diese Güter für eine Familie offenbar einen höheren Werth.

Da die Lehenverleihung aufgehört hat und der friedliebende, fleißige, die Gesetze achtende Bürger überall gut leben kann, so hat das oben angegebene Sprichwort seine Bedeutung verloren. Für euch und für jeden erwachsenen Bürger aber enthält das Sprichwort die Belehrung: eurer weltlichen und geistlichen Obrigkeit mit Achtung, Ehrerbietung und Gehorsam entgegen zu kommen.

199. „Man kann nicht immer Seide spinnen."

Die meisten von euch Kindern werden aus dem Schulunterrichte wissen, daß die Seide, jener Stoff, aus dem für reiche, noble Frauenzimmer so hübsche Kleider gefertigt werden, von der Seidenraupe kommt, welche von den Blättern des weißen Maulbeerbaumes lebt. Die Seidenraupe spinnt sich in

den sogenannten Cocon ein, von dem zuerst die sogenannte Rohseide kommt. Die feinen, fast unsichtbaren Fäden der Rohseide werden gesponnen und erst aus diesem Gespinnste wird die eigentliche Seide gewoben. Das oben angeführte Sprichwort sagt nun: „Man kann nicht immer Seide spinnen", d. h. nicht immer süße, freundliche Worte sprechen. Den Gespinnsten aus Seide sind nämlich die gröberen Gespinnste aus Flachs, Hanf, Werg, Wolle u. dgl. entgegengesetzt, welche, wenn auch nicht so fein, eben deswegen viel stärker, haltbarer und dauerhafter sind.

Die sanften Worte sind recht und wirksam, um den Schwachen aufzumuntern und den Willigen bei gutem Muthe zu erhalten. Wo aber gute Worte nichts helfen, wo es insbesondere gilt, pflichtvergessene und widerspenstige Untergebene in die Schranken der Ordnung und des Gehorsams zurückzuweisen, da muß der Herr merken lassen, daß ihm die Gewalt zusteht; da muß an die Stelle der Bitte der Befehl treten, statt einer weitläufigen Vorstellung ein derber Imperativ gebraucht werden, ja sogar die Stimme muß schon anzeigen, daß es dem Befehlenden mit seinen Worten Ernst ist.

„Mit Seide näht man keinen groben Sack" und mit feinen, süßen Worten richtet man bei einem Eigensinnigen und Widerspenstigen wenig aus. Ein gutes Kind braucht keine harten, derben Worte, es liest seinen Vorgesetzten, Eltern und Lehrern aus den Augen, was ihnen Freude bereitet und das thut es auch, ohne geheißen zu werden.

200. „Wer kegeln will, muß auch aufsetzen."

Eines der beliebtesten Vergnügungsspiele in Deutschland ist das Kegeln, welches auf verschiedene Weise gespielt werden kann. Gewöhnlich werden neun Kegel in 3 Reihen aufgestellt in der Art, daß dieselben ein Quadrat bilden, von welchem

die Spitze mit dem vordersten Kegel dem Spieler zugewendet ist. In einiger Entfernung davon steht der Spieler, welcher mit kreisrunden Kugeln von Holz oder Gummi alle oder nur einzelne Kegel zu treffen sucht. Zur Erleichterung für die Spieler ist in der Mitte der Bahn zum Aufwerfen der Kugeln ein Brett angebracht. Das Vergnügen auf einer Kegelbahn ist auch für jene, die nicht selbst spielen, von großem Interesse, denn es ist köstlich, hier die verschiedenen Physiognomien der Spielenden zu beobachten. Am meisten ist der „Kegelbub" in Anspruch genommen, dessen Geschäft darin besteht, die umgeworfenen Kegel wieder aufzusetzen.

Manchesmal ist aber kein Kegelbub vorhanden und die Erwachsenen müssen dann, wenn sie absolut kegeln wollen, abwechslungsweise die Kegel selber aufsetzen. Darum sagt das Sprichwort: „Wer kegeln will, muß aufsetzen", d. h. wer haben will, daß ihm gedient werde, muß gegen andere Leute auch dienstfertig, zuvorkommend und gefällig sein. Wer aus Bequemlichkeit und Gemächlichkeit andern nicht dienen mag, kann auch nicht verlangen, daß Andere ihm dienen. Deßwegen heißt es ja auch in einem andern Sprichwort: „Wie es hinein ruft in den Wald, die Stimme euch entgegenschallt." Gewiß gefällt es euch, wenn man hülfeleistend euch entgegenkommt, wenn ihr in Verlegenheit seid. Was euch wohlgefällt, gefällt auch andern wohl. Nehmet euch also vor, stets gefällig, freundlich und zuvorkommend gegen die Leute zu sein, dann werden sich auch Andere eine Freude, ja sogar eine Pflicht daraus machen, euch zu dienen.

201. „Er macht die Rechnung ohne den Wirth."

Es gibt auf der Welt viele Menschen, die gut mit dem Rechnen umgehen können, insbesondere die Banquiers, die Kaufleute, die Juden 2c., am besten aber können es manche Wirthe.

Allerdings ist es gewiß etwas anderes, in einer großen Stadt, in einem Curort, in einer Residenz in einem Hotel ersten Ranges zu logiren, als in einer primitiven Landschenke und es versteht sich daher von selbst, daß man für ein anständiges Unterkommen auch besser bezahlen muß; allein manche Wirthe gibt es doch, die ihren Gästen die Haut über dem Kopf zusammenziehen möchten.

Uebrigens kann man doch möglicher Weise seine Rechnung auch ohne den Wirth machen. Wenn ich 2 Liter Bier à 8 Kr. trinke und mir ein Coteletts für 18 Kr. dazu geben lasse nebst 1 Kr. Brod, wie solches auf der Speisekarte festgesetzt ist, so kann man mir nicht mehr wie 1 Mark abverlangen; wo aber das Rechnungswesen dem Wirth allein zusteht, da wird mancher Gast fürchterlich über's Ohr gehauen.

Im eigentlichen Sinne heißt nun die Rechnung ohne den Wirth machen, wenn man für sich Pläne macht und sich etwas zu thun vornimmt, ohne zu bedenken, daß Gottes Wille und Gottes Segen auch dabei sein müssen, wenn der Mensch etwas ausführen will.

Deswegen spricht man auch davon, daß die Leute Luftschlösser bauen, d. h. sich Pläne machen, deren Ausführung in nichts zerfließt, wie jene Wolkengebilde am Firmament, die sich in Nebel auflösen.

Wenn man sich also Pläne für die Zukunft, sei es in Bezug auf seine eigene Person oder in Bezug auf Andere, macht, so soll man die Rechnung nicht ohne den Wirth machen, sondern immer bedenken, daß bei allem, was man unternimmt und thut, auch Gottes Segen und Gottes Wille dabei sein müssen. Man denke nur an den babylonischen Thurmbau; dort machte man auch die Rechnung ohne den Wirth und das ganze Unternehmen wurde vereitelt.

202. „Von den Todten soll man nur Gutes reden.“

Im ersten Augenblick scheint dieses Sprichwort falsch zu sein; denn wenn man es im wörtlichen Sinne nehmen würde, so müßte man Handlungen, die ohne Zweifel schlecht waren, gut nennen, man müßte die Welt auf den Kopf stellen, man müßte das Schwarze weiß nennen. Wen sein Amt verpflichten würde, zu reden, müßte schweigen oder seine Ueberzeugung verleugnen und Gute und Böse würden über einen Kamm geschoren.

Hiemit würde also ein ganz schlechter Grundsatz in's Leben eingeführt. Was soll uns nun das Sprichwort lehren?

1. Wir sollen Milde und Nachsicht im Urtheil üben, so lange als es möglich ist. Oft trügt der Schein. Die Handlungsweise eines Menschen läßt sich erst dann vollkommen würdigen, wenn wir die leitenden Beweggründe kennen.
2. Wir sollen den Verstorbenen, wenn sie uns Feinde waren, keinen Haß nachtragen, welcher oft eine Befriedigung darin sucht, den Verstorbenen Uebles nachzureden.
3. Wie kein Muth dazu gehört, einen Abwesenden zu tadeln, so ist es auch ein Beweis von Feigheit und niedriger Gesinnung, einem Menschen, dessen Mund für immer verstummt ist, Uebles nachzureden.
4. Hat Jemand sein Herz mit einer schweren Schuld belastet, so rächt sich dieses im Leben durch die Folterqualen eines bösen Gewissens, und in der Ewigkeit findet jede schlechte That einen gerechten und strengen Richter. Nie darf also Haß und Feindschaft Jemanden verleiten, die Verdienste eines Verstorbenen herabzusetzen, ihm Fehler anzudichten oder begangene Fehler zu vergrößern oder zu

verbreiten. Eine ungerechte Anklage gegen Jemanden, der sich nicht vertheidigen kann, setzt den Ankläger in die Klasse der Meuchelmörder und verabscheuungswürdig wäre ein Mensch, dessen Bosheit und Durst nach Rache selbst der Tod des Feindes nicht löschen könnte. Auch wir werden und müssen einmal sterben; auch wir haben Fehler und wünschen, daß uns die Nachwelt mit Milde und Schonung richte.

203. „Die Fremde bildet Leute."

Noch vor wenigen Jahren galt bei allen Gewerben der Wanderzwang. Nach zurückgelegten Lehrjahren mußte der junge Mann in die Fremde, um sich in seinem Gewerbe auszubilden. Durch die Gewerbefreiheit ist dieser Wanderzwang aufgehoben worden. Fürstensöhne werden, wenn sie in's Jünglingsalter eingetreten sind, auf Reisen geschickt, wo Hofmeister ihre Begleiter sind. Künstler verlassen ihre Heimath, um an berühmten Orten des klassischen Alterthums sich in ihrer Kunst auszubilden. Studirende gehen auf auswärtige Hochschulen und benützen selbst die Ferien zu Reisen. Alle aber wollen oder sollen sich durch Reisen bilden. Ist es denn nun wahr, daß die Fremde Leute bildet? Ganz gewiß; denn:

1. in der Fremde lernt man Land und Leute, ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Vorzüge und Sehenswürdigkeiten kennen. Auf diese Weise werden Vorurtheile beseitigt und Kenntnisse erworben, welche die Heimath nicht gegeben und zu Stande gebracht hätte. Viele Künstler verdanken ihren Ruhm nur dem Reisen.
2. Der Aufenthalt in der Fremde und der damit verbundene Umgang mit andern Menschen macht besonnen, klug, gewannt und nachgiebig.

3. In der Fremde, wo der junge Mann für sich allein steht, lernt er männliche Selbstständigkeit, Selbstvertrauen.
4. Auch in Bezug auf das körperliche Wohl ist das Reisen in fremde Länder vortheilhaft.

Mit vielen Erfahrungen bereichert kehrt der Wanderer oft als ein ganz umgewandelter Mensch aus der Fremde heim, welcher nun durch Rath und That anderen nützlich werden kann. Wem aber die Fremde Nutzen bringen soll, der muß seine Heimath mit einem geweckten Geiste, mit offenen Augen und Ohren verlassen, er muß die Absicht und den guten Willen haben, ein empfängliches Herz, etwas zu sehen, zu hören und zu lernen, auch wenn es mit Anstrengungen verbunden sein sollte. Bequemlichkeit und Genußsucht muß man zu Hause lassen, auch muß man seine Aufmerksamkeit auf die Hauptsache, nicht auf Nebendinge richten, sonst heißt es:

„Es flog ein Gänslein wohl über den Rhein
Und kam als alter Gigak wieder heim.“
„Er war in Rom und hat den Papst nicht gesehen.“

204. „Sammt und Seide löschen das Feuer auf dem Herde aus.“

Auf dem Herde wird Feuer angemacht, wenn das Mittag- und Abendessen oder das Frühstück gemacht wird. Bei einem Gewitter macht man nun das Feuer auf dem Herde aus, weil man beobachtet hat, daß der aus dem Schornstein aufsteigende Rauch den Blitz anzieht. Zum Löschen des Feuers bedient man sich meistens des Wassers. Das im Eingang angeführte Sprichwort sagt nun: „Sammt und Seide löschen das Feuer auf dem Herde aus“.

Du brauchst hierüber nicht zweifelhaft den Kopf zu schütteln, es ist wahr. Sammt und Seide sind kostbare Kleiderstoffe, die man sonst nur aus der Fremde holte. Es gab

eine Zeit, wo die Seide mit Gold aufgewogen wurde. Kleider von Sammt und Seide waren während des Mittelalters in Italien nur den Adeligen und höchsten Beamtenfamilien zu tragen erlaubt und selbst diesen nur bei festlichen Aufzügen. Den Bürgersleuten war es verboten, Kleider von Sammt und Seide zu tragen, weil übergroßer Aufwand den Haushalt untergräbt. Sammt und Seide stehen jetzt nicht mehr so hoch im Preise und deswegen haben in den Städten heut zu Tage die Dienstboten oft schönere Seidenkleider, als ihre Hausfrauen. Wenn nun das Sprichwort sagt: „Sammt und Seide löschen das Feuer auf dem Herde aus“ — so soll damit angedeutet werden, daß die Putzsucht der Frauen, welche alles an den Staat hängen, es dahin bringt, daß man in der Familie nichts mehr zu kochen und zu leben hat, daß der Herd kalt ist und die Töpfe leer stehen. Ist es nicht recht thörigt, mehr auf die Kleidung zu verwenden, als nothwendig ist? Erzielen die Frauenzimmer in der Stadt mit ihrer übertriebenen Putzsucht nicht gerade das Gegentheil von dem, was sie wollen? Welcher Mann wird sich eine Frau wählen, von der er schon im Voraus weiß, daß sie alles für ihren Putz braucht? Lernet daraus, der thörigten Putzsucht zu entsagen. Wenn unser Leib reinlich gekleidet und im Winter vor der Kälte geschützt ist, ist ihm Genüge geleistet. Luxus und Kleiderpracht ist Thorheit.

205. „Kleider machen Leute.“

Manches Kind vom Lande erhielt von seinen Eltern die Erlaubniß, mit in die nächste große Stadt gehen zu dürfen, wo ihm nicht nur das rege Leben und Treiben der Leute, sondern auch ihre Kleidertracht auffiel, die eine ganz andere ist, als zu Hause. Da kommt nun ein nobler Herr einherstolzirt, ein neuer Cylinder bedeckt das jugendliche Haupt, die dunklen Haare sind gescheitelt, gelockt und parfümirt, das niedliche

Bärtchen starrt in zwei gewichsten Spitzen in die Luft, der Anzug ist nach der neuesten Mode, eine dicke Kette von ächtem Talmigold baumelt mit einem halben Dutzend Barloques an der Brust und auf der Nase sitzt kühn ein Zwicker, der an einem schwarzen Gummiband am Rocke befestigt ist. Die Neugierde treibt dich, zu wissen, wer das ist, du gehst ihm nach in eine feine Restauration, wo man ihn als Herr Doktor begrüßt. Da es aber Doktoren der Medizin und Doktoren der Theologie und Philosophie, der Jurisprudenz und dergleichen gibt, so fragst du heimlich den Kellner und du staunst, zu erfahren, daß der noble Mann ein Doktor chirurgiae — ein Bader ist. Du hast dich einmal durch den äußeren Schein blenden lassen und denkst bei dir: „Das soll mir nicht mehr vorkommen", und da hast du ganz recht. Man soll den Menschen nicht nach seinem Aeußern beurtheilen, denn jeder Stutzer oder eitle Geck müßte dann ein vornehmer, hochgestellter, angesehener Mann sein. Deswegen suchen viele Leute dasjenige, was ihnen an innerem Werth abgeht, durch noble Kleider zu ersetzen. Sie bedenken nicht, daß ein Esel auch in der theuren Löwenhaut ein Esel bleibt. Sehr schön hat dieses der deutsche Dichter Gellert in seiner Fabel vom Zeisig dargestellt, in welcher ein Knabe glaubte, der schön gefiederte Zeisig müsse schöner singen können, als die Nachtigall in ihrem einfachen grauen Kleide. Schätzet also die Leute nicht nach ihrem Aeußern und ihren Kleidern und suchet auch ihr nicht, durch schöne Kleider mehr zu scheinen, als ihr in Wirklichkeit seid.

206. „Je voller das Faß, desto geringer der Klang."

Du hast vielleicht einen Vetter oder Onkel, der ein reicher Weinbauer ist. Diesen Onkel hast du vielleicht auch schon einmal besucht und er hat dich, um dir eine Freude zu bereiten

oder dir einen Begriff von seinem Reichthum zu machen, in seine verschiedenen Keller geführt, wo in langen Reihen die Fässer lagen, die mit dem köstlichsten Weine gefüllt sind und die Jahrzahlen 1811, 1822, 1834 u. dgl. tragen. Bei dieser Gelegenheit hat dich die Neugierde geplagt und du hast mit deinem Finger an die Fässer geklopft, um zu erfahren, ob sie voll oder leer seien. Man kann dieses leicht unterscheiden, denn „je voller das Faß, desto geringer der Klang". Dieses Sprichwort bewährt sich auch, wenn man es auf die Menschen anwendet. Der Mensch kann reich an irdischen Gütern, an Geld und Geldeswerth, aber auch an Verstand und geistigem Besitzthum sein. Wer nichts hat, gleicht dem leeren Fasse.

Wer reich ist an Geld und zeitlichen Gütern, wird nicht bei der geringsten Veranlassung kund geben, was er besitzt. Wer reich ist an nützlichen Kenntnissen, prahlt selten damit, sondern er wartet, bis sich eine schickliche Gelegenheit bietet, bei welcher er sie mit Nutzen verwerthen kann.

Da mag denn vielleicht lange Zeit hingehen, bis offenbar wird, was in und an ihm ist. Diese Selbstbeherrschung ist manchen Leuten fremd; je weniger sie besitzen, desto mehr möchten sie gelten, desto reicher möchten sie scheinen.

So tragen sie denn das wenige, was sie haben und wissen, prahlerisch zur Schau und wenn sie mit Fremden zusammenkommen, verbluten sie sich oft in einer Stunde, d. h. ihr Wissen ist in kurzer Zeit erschöpft. Wenn in einem metallenen Mörser nichts zum Kleinstoßen ist, so macht's den meisten Lärm.

Für euch liegt in dem angezogenen Sprichworte die gute Lehre, mit äußeren und inneren Vorzügen nicht zu prahlen, sondern hübsch bescheiden zu sein.

207. „Jeder ist seines Glückes Schmied."

Was geschmiedet wird, Eisen, Ketten, Reife ꝛc. ꝛc. ist fest und Jeder möchte das Glück an sich schmieden, so fest,

daß es ihm nicht mehr entweicht. Mancher wird denken: „Was kann ich zu meinem Glücke thun? Das Glück hat seine Launen, bei einem geht es ein, bei'm andern geht es. aus." Daher hört man so viele Klagen über das Mißverhältniß zwischen dem Loos der Menschen und ihrem Verdienste. Dennoch bleibt das Sprichwort wahr, denn das ächte Glück ist ja nicht das äußere, sondern das innere Glück.

Die Ruhe und Heiterkeit der Seele, welche der Preis eines tugendhaften Lebens sind, fallen Niemandem von selbst zu und sind Niemandem versagt; sie sind unabhängig vom Stand und von allen äußeren Verhältnissen. Aber auch das äußere Glück liegt zum Theil in des Menschen Hand. Gesundheit, körperliches Wohlergehen, der gute Ruf, der gute Name bei seinen Mitmenschen, der Wohlstand u. dgl. können erworben, aber auch verscherzt werden.

Mäßigkeit, Rechtschaffenheit, Biedersinn, Sparsamkeit, Zurückgezogenheit, Fleiß, Treue, Häuslichkeit ꝛc. sind gewisse Quellen des zeitlichen Glücks. Diese Tugenden zu üben ist jedem Menschen möglich. Den Lohn hierfür erntet mancher früher, der andere später, der eine mehr, der andere weniger; aber mit leerer Hand geht gewiß keiner aus. Schicksalsschläge können manches Gut vernichten, es läßt sich aber durch Fleiß und Sparsamkeit wieder erwerben. Ohne Anstrengung, ohne Mühe und Arbeit, ohne kräftiges Schmieden auf dem Ambos des Lebens kommt Niemand zu wahrem, dauerndem Glück. Selbstgeschmiedetes Glück hat auch einen viel höheren Werth, als jenes, welches uns die Laune des Zufalls in den Schoos geworfen hat.

Lernet daher, Kinder! schon in der Jugend so zu leben, daß euch das wahre Glück, die innere Zufriedenheit zu Theil wird. Wer diesen Schatz besitzt, ist reich, auch wenn er sonst ein Bettler wäre.

208. „Die Hälfte ist mehr, als das Ganze."

Ein Kind, das nur 2 Jahre in die deutsche Volksschule geht, weiß, daß 4 weniger als 8 und 50 um die Hälfte weniger als 100 ist. Dessenungeachtet sagt das Sprichwort, daß die Hälfte mehr sei, als das Ganze.

Pittakus, einer der sieben Weltweisen Griechenlands, geboren 648 v. Chr., erhielt von seinen Mitbürgern ein großes Stück Land zum Geschenke, nahm aber nur einen kleinen Theil davon an, indem er sagte: „Die Hälfte ist mehr, als das Ganze". Ein großes Geldgeschenk, welches ihm Crösus, der letzte König von Lydien, anbot, schlug er aus, indem er sagte, er habe schon doppelt so viel, als er brauche. Dem angeführten Sprichwort liegt also die Ansicht zu Grunde, daß nicht derjenige der Reichste und Glücklichste ist, welcher am meisten besitzt, sondern derjenige, welcher am wenigsten entbehrt.

Nun lehrt die tägliche Erfahrung, daß mit dem Wachsthum des zeitlichen Vermögens auch die Sorgen und Wünsche zunehmen und bei großem Reichthum die Begierde heftiger ist, als bei mäßigem Gut. Auch ist es leichter, ein kleines Besitzthum zu übersehen, zu verwalten und zu verbessern, als ein großes. Daher ist das kleinere Besitzthum dem größeren vorzuziehen, denn es schützt vor Mangel und sichert vor Habsucht, Geiz und übermäßigen Mühen. Eine ausgedehnte Herrschaft ist sorgenvoll und unsicher. Besser ist es, sich ein kleines Buch zu eigen machen, als ein großes anfangen, welches nicht wohl bewältigt werden kann. Oft gereicht eine Schrift von kleinerem, geringem Umfang dem Verfasser zu größerer Ehre, als wenn er mehrere Bände über diesen Gegenstand geschrieben hätte. Auch wird nicht bestritten werden können, daß eine kurze, wohldurchdachte Rede mehr wirkt, als eine langwierige, langgedehnte, durch welche die Aufmerksamkeit ermüdet wird und erschlafft. Es ist also in manchen Fällen die Hälfte mehr, als

das Ganze. Denkt nur an jenen Hund mit dem Stücke Fleisch, der über den Fluß schwamm, das Stück Fleisch fallen ließ, um noch eins, (den Schatten) zu erhaschen, schließlich aber gar nichts hatte.

209. „Große Herren haben lange Hände."

Wer lange Arme und Hände hat, ist gegen andere vielfach im Vortheil. Er kann einen weiten Kreis beschreiben und auf größere Entfernung etwas ausrichten, Angriffe abwehren, Gegenstände an sich ziehen 2c. Die Hände sind demnach das Sinnbild der Macht. Kurze Hände bedeuten geringe Gewalt, lange Hände dagegen viel und große Gewalt.

Der Wirkungskreis eines Mächtigen ist größer und weiter, als der eines minder Mächtigen, sowohl in guter, als in schlimmer Bedeutung. Der Mächtige kann, ohne daß er sich von seiner Stelle zu bewegen braucht, durch blose Worte auf eine weite Entfernung seinen Willen in's Werk setzen. Wie thörigt ist es daher, wenn ein Schwacher einen Starken, ein Zwerg einen Riesen angreift! Es soll sich also der Niedrige und Geringe hüten, mit einem Mächtigen Streit und Händel anzufangen.

210. „Das Feuer fängt vom Funken an."

Mit Recht untersagt man den Kindern, mit Feuer, Kohlen, Schwefelhölzchen u. dgl. zu spielen. Die Polizei achtet darauf, daß Zündstoffe und Feuerstellen wohl verwahrt werden. Denn wer den Funken nicht achtet, brennt leicht ab und steht ein Haus in Flammen, so ist auch das nächste, die ganze Straße, der ganze Ort in Gefahr. Den Funken könnte man mit einem Fußtritte, mit einem Tropfen Wasser auslöschen; eines großen Brandes werden oft viele Löschmaschinen nicht mehr Herr. Alles Böse, jede Sünde, jedes Laster hat einen kleinen Ursprung.

Jede Leidenschaft, jedes Verbrechen ist zuerst der Blitz eines Gedankens. Wer den Gedanken festhält, bei dem wird er zur Neigung, zum Verlangen und aus diesen entspringt die That. Aus wiederholter That wird die Gewohnheit und diese ist endlich so stark, daß sie zur Leidenschaft wird. Ein kleiner Leck am Schiffe kann ausgebessert werden; wird es versäumt, so geht es zu Grunde.

Meidet also alles Böse, auch den kleinen Anfang dazu.

211. „Langsam zum Beutel, hurtig zum Hut, hilft manchem jungen Blut."

Das alte Sprichwort: „Wenn die Jugend die Erfahrung des Alters hätte, so wäre sie nicht mit Geld zu bezahlen", enthält einen ungemein tiefen Sinn. Die Jugend ist die Zeit der Freude, bei vielen jungen Leuten aber auch die Zeit des Uebermuths und solchen jungen Leuten geht es dann wie jenem Lämmchen, das mit ausgelassener Freude über Stock und Stein sprang, bis es im Fall ein Bein brach.

Es fehlt nämlich den jungen Leuten die Vernunft, die Ueberlegung, die Bedachtsamkeit, die Reife des Alters. Am schlimmsten geht es jungen Leuten, welche über Geld zu verfügen haben, denn diese laufen Gefahr, nicht nur ihre zeitlichen Güter, sondern auch ihre Gesundheit, ihre Ehre und manches andere Gut einzubüßen. Darum sagt das Sprichwort: „Langsam zum Beutel"; denn man schöpft den tiefsten Brunnen aus.

Mit dem Uebermuth der Jugend und des Geldstolzes ist aber noch ein anderes Laster verbunden: die Rohheit. Gehet einmal hin, wo rohe, übermüthige junge Leute ihr Unwesen treiben; kein anständiger und gebildeter Mensch mag und kann in ihrer Nähe bleiben. Ein unmenschliches Schreien und thierisches Johlen, Fluchen und Gotteslästerung, Mißhandlungen und gemeine Rohheiten verrathen ihr Dasein, aber auch ihren

niederen Bildungsgrad. Das im Eingang erwähnte Sprichwort ermahnt also die jungen Leute: 1. zur Sparsamkeit und 2. zur Höflichkeit. Der Sparsame hält sein Geld zu Rath, er macht keine unnöthigen Ausgaben und beschränkt sich nur auf das Nothwendige. Der Höfliche ist dienstwillig, zuvorkommend und freundlich, und das erwirbt ihm die Achtung und die Liebe derer, die ihn kennen und mit denen er umgeht. Der Verschwender leidet bald bittere Noth, am meisten aber im Alter und der Grobian wird verachtet und gemieden von Jedermann.

Scheiner's Buchdruckerei, Würzburg.